Paed.
212

tl. Bibliothek
egensburg

Paed. 212.

Briefe,

das

Erziehungs- und Predigergeschäft

betreffend,

an einen studierenden Freund.

Von

dem Verfasser der moralischen Wissenschaften.

Giessen, 1796.
in Georg Friedrich Heyers Verlage.

Dem

durchlauchtigsten Fürsten

Ludwig dem Zehnten,

regierenden Landgrafen zu Hessen,

Fürsten zu Hersfeld,

Dietz, ꝛc. ꝛc.

meinem

gnädigsten Fürsten und Herrn.

Durchlauchtigster Landgraf,
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht möchte der von Höchstdenselben begnadigte Unterthan gern mit allen seinen Kräften seine Ehrfurcht und Dankbarkeit darlegen. Wenn nur diese Schrift, welche er zum Beweise hiervon Ew. Hochfürstl.

fürstl. Durchlaucht unterthänigst zuzueignen sich erkühnet, inneren Werth genug hätte, um dieser Bestimmung würdig zu seyn, und nur einigermaßen den reinen Absichten des Höchstdenselben geweihten Herzens zu entsprechen! Indessen ein Gedanke, welchen sie vorträgt, die Behauptung: daß Wahrheitsliebe das sicherste Kennzeichen von wahrer Erhabenheit des Geistes sey, erlaubt es dem Verfasser gerade diese Schrift besonders einem Regenten zu überreichen, Dessen entschiedene Liebe zu allem, was wahr und recht und gut ist, die schönste Aufmunterung zu fortschreitender Bildung des Geistes und Herzens Seinen Unterthanen ertheilt, einem Regenten, Dessen Wahrheitsliebe in einer um so helleren Reinheit erscheint, je mehr unsre stürmischen Zeiten die Gränzen des Wahns und der Wahrheit durch einander werfen, und von allen

len Seiten her auch die Besseren mit Trugbildern so zu täuschen wissen, daß nur die feste und geübte Weisheit ungetäuscht bleibt. Wer schon in dieser Hinsicht in **Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht** die höchste Würde des Menschen verehren muß, o! glücklich fühlt sich der, Ihr Unterthan zu seyn; dessen Bestreben **Höchstderselben** Gnade würdig zu werden, ist das ernstlichste, dessen Trieb der dankbaren, ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit der stärkste, dessen Gebete für die Blüthe des **erhabensten Fürstenhauses** die feurigsten; aber zuversichtlich genug ist auch dessen Hoffnung, daß sein **gnädigster Landesvater** diese freylich für sein Herz noch zu schwache öffentliche Aeußerung seiner Gefühle doch mildest anzunehmen geruhen werde — jener Gefühle der tief-

tiefsten Ehrfurcht und Dankbarkeit, worin ich ersterbe

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

Echzell, den 12ten März,
1796.

unterthänigster

Fried. Heinr. Christian Schwarz.

Vorrede.

Seit einigen Jahren beschäftigte sich der Verfasser mit einer literärischen Arbeit, welche mehr Mühe machte, als belohnte. Er suchte die kirchliche, biblische, und philosophische Lehre von der menschlichen Freyheit und göttlichen Gnade zusammen zu stellen, und, nachdem er zu der Absicht das neue Testament mit möglichster Unbefangenheit und Vergleichung der besten Exegeten besonders durchlesen, die hauptsächlichsten Dogmatiken von Calvin und Melanchton bis Storr und Henke in dieser Lehre ausgezogen, und die Systeme der neuesten Philosophen durchdacht, auch das Ganze beynahe schon fertig geordnet hatte: so beschloß er

die

die Kirchengeschichte in dieser Hinsicht zu durchgehen, und jene Lehre geschichtlich darzustellen. Bey diesem Studium hatte er noch seinen Lebensplan für den akademischen Lehrstuhl angelegt; aber nachher fand er sich bewogen, sein Werck in den Pult zu verschließen, und es wahrscheinlich nie dem Publikum vorzulegen. Er empfand nemlich immer mehr, theils wie beschwerlich und unvollkommen diese Arbeit durch den Mangel an einem Gedächtniß, wie es hierzu erforderlich ist, würde: theils wie wenig der Welt am Ende damit gedient seyn könnte, und daß etwas Praktisches besser an die Stelle der trockenen Spekulationen, die nur einen kleinen Theil der gelehrten Welt unterhalten würden, welcher doch von dem Verfasser nicht unterhalten werden konnte, möchte gestellt werden. Hieraus entstand die Idee meiner jetzigen Arbeit.

Mündliche sowohl als schriftliche Unterhaltungen über die Gegenstände dieses Briefwechsels zeigten dem Verfasser, daß es keine überflüssige Sache sey, mehrere Punkte

in

in dem Praktischen der Lehre von der menschlichen Freyheit auseinander zu setzen, und für Leser aus der Klasse derjenigen, welche den Beruf des Predigers und Erziehers leben und betreiben, darzustellen. Er dachte sich diese vereinigt in der Person eines studierenden Freundes, welcher die moralische Bestimmung des Menschen, und das Nachdenken darüber zu seinem ernstlichen Geschäfte macht.

Der Zweck dieser Briefe ist also der, die Lehre von der Behandlung und Beurtheilung der Menschen in ihren ersten Gründen aufzusuchen, und so weit als möglich in ihrer Anwendung fortzuführen, dabey aber wenigstens die trockne Form des Systems zu vermeiden. Freylich konnten nicht alle Speculationen bey Seite gesetzt werden, freylich konnten wir am wenigsten im Anfang der abstracten Ideen überhoben seyn: aber dieses erforderte nicht nur die Natur der Sache, sondern auch der Wunsch, indem folgenden die praktischen Bemerkungen desto fester zu begründen, und desto gedrängter an einander zu reihen

hen. Leser, welche aber durchaus keine Speculation leiden mögen, bitte ich alles bis zu dem 7ten Briefe zuüberschlagen, wenn sie dann doch ohne die vorhergehenden Gründe das Folgende ganz zu verstehen glauben.

Lang anhaltende Lektüre unsrer philosophischen Schriften hat gar zu leicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Schreibart; man glaubt durch Ausdrücke und Wendungen verständlich zu werden, welche es dem Schriftsteller am meisten waren, aber darum keineswegs dem Leser sind. Der Verfasser bittet in der Rücksicht um billige Nachsicht. Vielleicht glückt ihm in der Folge — wenn das Publikum anders die Fortsetzung dieses Briefwechsels wollen wird — die Darstellung besser, wenn er aus dem Bezirke seiner Erfahrungen die Ideen hernimmt, da eine beynahe 15jährige Beschäftigung mit der Erziehung, und 10jährige Führung des Predigtamts, in Nachdenken mit immer steigendem Interesse unterhielt.

Von Irrthümern kann ich mich nicht frey sprechen; ob auch welche in diese Schrift

eingeflossen sind, mögen mir competente Richter zeigen, und darum bitte ich so angelegentlich, als mir die Wahrheit und meine Belehrung am Herzen liegt. Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe darf man mir nicht absprechen, aber eben darum habe ich nichts geschrieben, als wovon ich überzeugt bin, sollte es auch manchmal gegen ein Modesystem laufen. Wer mich irren sieht, und belehren will, wird es also nur dadurch können, daß er mir entweder die Unrichtigkeit eines Prinzips, oder die Inconsequenz der darauf gebaueten Sätze aufdeckt; nicht aber dadurch, daß er darüber abspricht, weil er gerade ein anderes System hat.

Ueberhaupt erwarte ich von Recensenten, welche diese Arbeit ihrer Beurtheilung werth halten, doch vor allen Dingen Humanität, wenn sie nicht mit mir einverstanden seyn sollten. Ohnehin ist es einer der Grundsätze, wovon ich in der Folge bey der Lehre von der Menschenbehandlung mehr reden werde, daß durchaus der, welcher bessern will, human dabey verfahren müsse. Nicht

um

um meinetwillen gerade wünschte ich diesen Grundsatz bey den Recensionsinstituten durchaus in Ausübung gebracht; daß Beste der Wissenschaften gewinnt dadurch, und ich meines Orts bin so glücklich, aus eigner Erfahrung zu wissen, wie vortheilhaft ein Tadel, aus welchem die Güte redet, wirke.

Möge das Reich der Wahrheit und Sittlichkeit durch jede unsrer Bemühungen gewinnen!

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Brief.

Bestimmung dieses Briefwechsels. Gemeinschaftlicher Grundsatz. Aufgeregter Zweifel. Seite 1 bis 8.

Zweyter Brief.

Sieg des gutgesinnten Menschen, über die Zweifel gegen die moralische Freyheit. Der vorige Widerspruch wird wiederhohlt. Seite 9 bis 20.

Dritter Brief.

Alle Handlungen des Menschen sind frey. Populäre Lehre davon. Seite 21 bis 32.

Vierter Brief.

Der anfangs aufgeregte Zweifel erneuert und verstärkt sich, und wird wichtiger. Seite 33 bis 44.

Fünfter Brief.

Auflösung desselben. Deduction des Begriffs von Erziehung und Menschenbehandlung überhaupt, so wie von Menschenbeurtheilung. Seite 45 bis 57.

Sechster Brief.

Andre Ansichten des Vorigen und Erläuterungen Seite 58 bis 70.

Siebenter Brief.

Beurtheilung des Menschen. Inwiefern ist sie gegründet und rechtmäßig? Seite 71 bis 78.

Ach=

Achter Brief.
Die verschiedenen Arten der pflichtmäßigen Menschenbehandlung. Seite 79 bis 92.

Neunter Brief.
Menschenbeurtheilung auf die Verschiedenheit der Charaktere angewandt. Grundzug des sittlichguten. Seite 93 bis 112.

Zehnter Brief.
Fortsetzung. Grundzug des bösen menschlichen Charakters. Doch immer noch etwas Gutes. Seite 113 bis 127.

Eilfter Brief.
Der edle Charakter. Genie zur Tugend. Seite 128 bis 139.

Zwölfter Brief.
Fortsetzung. Entwickelung der Seelenkräfte überhaupt und der Tugendanlagen insbesondre. Seite 140 bis 162.

Dreyzehnter Brief.
Worauf hat man zu sehen, wenn man den Menschen will kennen lernen? — Gemüthsart; Sinnesart; Denkungsart. Bestimmung der Gemüthsart. Seite 162 bis 181.

Vierzehnter Brief.
Teleologische Betrachtung. Entzweck der erscheinenden Menschheit im Ganzen, und Naturzweck jedes einzelnen Menschen. Seite 181 bis 204.

Funfzehnter Brief.
Kurze vorläufige Bestimmung der Sinnesart und Denkungsart. Seite 204 bis 223.

Er=

Erstes Bändchen.

Erster Brief.

Wüßten Sie, wie wohlthätig es jetzt dem Herzen Ihres Freundes ist, sich mit Ihnen zu unterhalten, Sie würden ihn um seinetwillen zu diesem Briefwechsel aufgefordert haben, der Ihnen, wie Sie gütig genug sagen, angenehm ist. Desto besser, daß wir beyde jetzt zum Nachdenken über unsern gemeinschaftlichen Gegenstand uns aufgelegt fühlen. Gerade das, wovon Sie besorgen, daß es mir jetzt diese Unterhaltung erschweren würde, die Veränderung meines Wohnorts, und die schmerzhafte Trennung von einer Gemeinde, welche mir, wenn gleich in einem einsamen waldigen Thale, meinen Aufent-

halt bey einem gesegneten Wirkungskreise immer angenehmer machte — eben dieser Zustand macht mir jetzt eine solche Unterhaltung zum Bedürfnisse, und glücklicher könnte es ja nicht befriedigt werden, als in Ihrer Gesellschaft.

Sie haben den seligen Beruf übernommen, wozu Kopf und Herz Sie aufforderte, Menschen zu guten Menschen zu bilden. Sie haben Ihren edlen Wirkungskreis durch das Erziehungsgeschäffte eröffnet, und hoffen ihn bald zu erweitern, wenn sie als öffentlicher Lehrer des Christenthums auftreten. Freuen Sie Sich. Einsicht und Muth halfen Ihnen schon Hindernisse überwinden, vor denen der Alltagsmensch, welchem es nur um sein Brodstudium gilt, schwach und feige stehen bleibt, wenn er doch zum Erzieher sich aufzuwerfen dreiste genug gewesen. Der Fortgang Ihres Werks wird immer fröhlicher seyn. Aber Sie bedürfen auch dieser Einsichten und dieses gestärkten Muthes, um einen Beruf zu übernehmen, der in nichts geringerem besteht, als in der Wartung und Pflege des edelsten Kleinods,

nods, das der Gottheit auf die Erde hat. Freuen Sie Sich, rufe ich Ihnen nochmals zu, Sie sind würdig dieses hohen Berufs. Denn begeistert von dem Gedanken daran, sinnen Sie unermüdet auf alles, was Sie zur vollkommensten Erfüllung desselben geschickt macht, und die Geschicklichkeiten, worin Sie vor vielen andern sich schon so weit auszeichnen, scheinen Sie nur darum zu besitzen, um desto muthiger zu dem schönen Ideale, das Sie in Ihrer Seele tragen, sich zu erheben. Sie sind so gütig, Ihre Freunde daran Theil nehmen zu lassen, und deren Gedanken und Erfahrungen zu benutzen. Sie danken noch dafür? Gut! Aber vergessen Sie auch nicht der Freude ihres Freundes, wenn er in Ihrer Seele das, was er ihr etwa mittheilt, schöner, heller, und lebendiger dargestellt, und zum Besten Ihres künftigen Wirkungskreises sich erweitern sieht. Sie trauen ja doch Ihrem Freunde den Sinn für solche reine Freuden auch zu; und also sprechen Sie mir nicht von Dank, sonst muß ich das letzte Wort zu behaupten suchen.

Helfen Sie lieber Ihrem Freunde seine Gedanken aufregen, und seine Erfahrungen ordnen.

Sie lesen jetzt unsre beliebtesten Journale, und studieren die Schriften unsrer neuesten Philosophen und Theologen. Dabey können Ihnen diese Briefe Ihres Freundes nur insofern Unterhaltung gewähren, als Sie an Gedanken, die Sie anderwärts lasen, wieder erinnert werden. Indessen hat er doch darum noch einiges Interesse bey Ihnen, daß er an jene Gedanken seine Erfahrungen anreiht, und alle Ideen nach seiner Vorstellungsart verwebt hat. Finden Sie zuweilen etwas Neues; gut: finden Sie aber Ihre eignen Gedanken entwickelt, lesen Sie Sich in meinen Ausdrücken: desto besser für mich.

Wer gewohnt ist, seinen eignen Gang zu gehen, ohne sich rechts oder links durch ein blendendes Licht von dem Pfade der Wahrheit abziehn zu lassen; wer denkt und spricht und handelt, wie er es vor dem Richterstuhle der sittlichen Vernunft zu verantworten glaubt: der darf sich auch offen vor dem Vernünftigen erklären, und dessen Zufriedenheit wenigstens

stens hoffen, eine Zufriedenheit, die ihn zwischen schiefen Urtheilen mit ihren oft ernstlichen Folgen zur Rechten und zur Linken getrost hindurch führt. Niemand kann vor Ketzern und Ketzermachern, vor den gehässigen Namen der Neologie und Orthodoxie, vor Aufklärungssucht und Vorurtheil, oder vielmehr vor dem bösen Prinzip, das in allen dem sein Unwesen lange genug, wie sattsam bekannt ist, getrieben hat, einen lebhafteren Abscheu empfinden, als der, welcher Ihnen, dem freundschaftlichen, dem moralischgebildeten Leser, das Resultat seines Denkens so freymüthig mittheilt, als es die Natur seines Charakters mit sich bringt. Sie kennen mich, und lesen in mir keinen blinden Anhänger einer Schule. Finden Sie aber auch hier den Freund einer Philosophie, welche den Tempel der Sittlichkeit in seiner Majestät zeiget, und dort das Höchste dem forschenden Blicke darstellt, finden Sie auch hier den Mann, welcher sich des Evangelium nicht schämt, sondern es für eine Kraft Gottes hält, selig zu machen, die daran glauben: so finden Sie

Ih-

Ihren bekannten Freund wieder, und dieses gleiche Interesse unsrer Seelen band ja unsre Freundschaft auf ewig. Mögen wir nun in unsern Unterhaltungen der verschiedensten Meynungen seyn, desto besser; jeder gewinnt, die Wahrheit wird uns heller, und in ihr vereinigen wir uns gewiß. Daher werde ich Ihnen eben so nachdrücklich widersprechen, wo Sie mir nur was zu widersprechen geben, als ich mir dasselbe von Ihnen ausbitte. Wir wollen als gute Freunde auf unserm gemeinschaftlichen Wege uns immer gegenseitig herausfordern.

Wir gehen also von gleichem Prinzip aus — sonst wäre ja auch alles unser Reden vergebens — und dieses Prinzip ist: der Mensch hat eine moralische Natur, und diese enthält seine höchste Bestimmung. Mit andern Worten: wir wollen beyde gute Menschen seyn und werden; wir wollen das thun, glauben, hoffen, was der gute Mensch nothwendig thun, glauben und hoffen muß. So wie wir jemand vor uns haben, der dieses Glaubens mit uns ist, so können wir erst mit ein=

einander streiten, das heißt uns einander verständlich machen, und unsre Meynungen auf jenen Grund zurückführen. Wer diesen Glauben aber nicht hat, mit dem würden wir nie fertig, für den haben unsre Worte kaum einen Sinn.

Wir dürfen nicht besorgen, dabey auf absurde Behauptungen zu stoßen, so lang wir nur den Grundsätzen der gesunden Vernunft folgen, denn diese kann sich in ihrem theoretischen und praktischen Gebrauche nicht widersprechen. Aber wir kennen ihre Grenzen, jenseits welcher das Nebelland des Wahns liegt, und bey unsern Untersuchungen hier in dem Reiche des Praktischen wird es uns auch nicht schwer fallen, uns zu orientiren; wir dürfen nur nie jenen ersten Grundsatz aus dem Auge verlieren. Es wird sich jetzt sogleich eine Gelegenheit anbieten, dieses im Beyspiele zu zeigen. Denn ich muß Sie bitten, in Ihrem nächsten Briefe mir Ihre Gedanken von der menschlichen Freyheit zu sagen. Und — damit Sie sehen, warum ich noch über einen von Ihnen in so vielen

Schriften gelesenen und von Ihnen selbst durchdachten Gegenstand fragen kann — ich muß sogleich ein kleines Zweifelchen dabey aufregen.

Lange glaubte ich an moralische Freyheit von ganzem Herzen, als mir auf einmal der Gedanke auffiel: „und du willst doch Menschen moralischgutmachen?"—Frey seyn, und von andern gut gemacht werden? fühlen Sie auch jetzt in seinem ganzen Nachdrucke diesen Widerspruch. Es ist ja keine Sünde, einem Manne von Ihrem Kopfe und Herzen solche Zweifel aufzuregen. Da sie Ihnen doch einmal nicht entgehen, so habe ich jetzt nur die eigennützige Freude, an Ihrer Beruhigung bey der Auflösung einigen Antheil zu nehmen, und Sie haben dagegen das uneigennützige Vergnügen, den etwas unbescheidnen Freund dennoch zu lieben. Dieses hofft Ihr ꝛc.

Zwey=

Zweyter Brief.

Sie halten also doch fest bey Ihrem Glauben an die moralische Freyheit des Menschen, und — ich muß es Ihnen nur bekennen — das freut mich. Ihr praktischer Glaube steht unerschütterlich. Um ihn aber doch von jeder Seite zu befestigen, müssen wir zum voraus alle Angriffe bemerken, welche etwa darauf gemacht werden, und einmal in einer schwachen Stunde selbst die Grundfeste unsers Herzens wankend machen könnten.

Sie erinnern Sich noch — den schon mehrmals hatte ich die Freude den siegenden Gang Ihrer Ueberzeugungen zu bemerken — wie vor einigen Jahren Ihr ganzes Innerstes

stes mit dem Determinismus der Leibnitz-Wolfischen Schule kämpfte. Als Sie vollends Schriften gelesen hatten, wie die Sittenlehre für alle Menschen, rc. Hommels Werk über die Belohnung und Bestrafung nach türkischen Gesetzen; da waren Sie im härtesten Gedränge, aber da ahndeten Sie auch schon den Sieg; Sie sahen jetzt jenen Determinismus von seiner blendenden Freyheitsmaske entblößt; Ihr Gefühl empörte sich dagegen; an Frieden mit diesem ewigen Ruhestörer war nicht zu denken; Sie strengten noch einmal alle Kräfte an, in dem Augenblicke erschien Ihnen die Kritik der Vernunft, wie einst Pallas Athene einem Achilles, und der Sieg war für Ihr Herz vollkommen entscheidend.

Daß jener Missethäter gar nicht anders handeln konnte, als er handelte, ist eine harte Lehre. Was hilft es, wenn der Scharfrichter auf diese von dem armen Sünder etwa selbst vorgebrachte Entschuldigung antwortet: Freund, bedenke, daß ich so wenig als mein Schwert jetzt etwas dazu kann, wenn in einem

nem Augenblicke dein Kopf von seinem Rumpfe getrennt ist. Soll denn vor dem göttlichen Gerichte auch so gerichtet werden? oder wird etwa hier gar nicht gerichtet? Gegen beydes empört sich mein Gewissen. Das fühlen wir stark, wenn uns so baar dahin gesagt wird, daß einige Tropfen Mohnsaft die böse oder gute Handlung hervorbringen oder verhindern könnten. Wer erträgt das? Aber ist es im Grunde weniger gesagt, wenn man behauptet, was wir sind, seyen wir bloß durch natürliche Anlagen des Körpers, Erziehung und überhaupt das Zusammentreffen aller der Umstände, welche auf uns wirken. In diesem und in jenem Falle sind wir etwas von andern Dingen Gewirktes, und die Textur unsers Charakters gehört weder dem Stoffe noch der Form nach uns zu; Freyheit ist ein Blendwerk, welches der Wechsel aufgeregter Gefühle in die Seele wirft, höchstens eine wohlthätige Täuschung.

„Das kann nicht so seyn!" — sprachen Sie, und so sprechen noch immer alle Denker von gesundem und geradem Menschenverstand. Aber

man

man beweiset uns, daß es so ist, und was das schlimmste ist, der Beweis hat mathematische Strenge. Da ist nun nichts anders zu thun, als den Beweis in seiner ganzen Verkettung zu lassen; nur aber zu zeigen, daß sie an die moralische Natur nicht anschließt. Sie erwiederten also: Es ist wahr, daß alles, was in der Welt nur geschieht nach einer Regel so erfolgt, daß es nicht anders erfolgen könnte, weil es durch das Vorhergehende so bestimmt wird. So haben z. B. unsre Handlungen ihre Ursachen, und diese wiedrum ihre Ursachen, und alles, was in unserm Charakter uns zum Vorschein kömmt, ist schon in Dingen bestimmt, die lange vor uns wirkten. Das alles erhält sich so in der Welt, worin wir Entstehen und Vergehen, Hervorbringen und Erfolgen wahrnehmen, mit einem Worte, in der Welt der Erscheinungen. Auch Ich bin darin, auch ich ein Glied des verketteten Ganzen; Ich mit allen meinen Gedanken, Entschließungen und Verrichtungen, insofern ich mich in einem Wechsel der Veränderungen nach einander und diesen Wechsel

in mir wahrnehme — kürzer: inwiefern ich mich in der Zeit existirend — mein Ich durch die Form der Zeit — erblicke. Insofern ist hier nichts von Freyheit, als etwa ein täuschendes Gefühl; alles ist Vorherbestimmung.

Aber bin ich denn das an und für mich selbst, was ich in mir, durch den unvermeidlichen Zirkel der Zeitform herumgeführt, erblicke? — „Das weiß ich nicht.“ Dieses ist die vernünftigste Antwort darauf. Also ich kann doch etwas anders seyn? — „Möglich!“ — Gut; jetzt erhebt die geheiligte Stimme nach allen fruchtlosen Versuchen sie verhallen zu lassen, sich laut und nachdrücklich: Du sollst recht handeln und gut seyn! Mein ganzes Innerstes beugt sich huldigend vor diesem Worte des Himmels, und in diesem Augenblicke ahnde ich nicht etwa nur, sondern ich bin mir deutlich bewußt, daß ich etwas anders bin als der Stein, die Pflanze, das Thier, etwas anders als ein Spiel der Naturkräfte; ich bin mir meiner bewußt als eines Bürgers einer überirrdischen Welt; ich bin ein freyer Geist in dem Reiche des Himmels,

mels, wo nicht das Gesetz der sinnlichen Natur, nicht deren eiserne Nothwendigkeit von Ursache und Wirkung mich fesselt. Nur das Gesetz, welches der heilige Herrscher dieses Reiches verkündigt, bindet mich, oder ich binde mich selbst daran. So gewiß ich dieses in mir vernehme, so gewiß bin ich frey; denn wäre ich das nicht, d. h. besäße ich nicht das Vermögen, mich selbst unabhängig von andern mich bestimmenden Dingen, erhaben über die Welt der Erscheinungen, dem Sittengesetz gemäß zu bestimmen: so könnte ich es nicht befolgen, ihm nicht huldigen; das thue ich aber so gewiß als ich Ich bin, und das thut jeder, der ein guter Mensch seyn will. Ist jemand da, der das nicht seyn will? — Er verstehe sich nur erst selbst; wir haben nichts mit ihm zu reden. — „Weißt du denn nun, daß du frey bist?“ — Dem sey wie ihm wolle, ich glaube es, und dieser Glaube ist von mir unzertrennlich. Aber das weiß ich, daß keine Vernunft wissen kann, daß ich es nicht bin. Also glaube ich fest an moralische Freyheit des Menschen, und der schreckliche

Appa-

Apparat des sie bestürmenden Determinismus ist zurück geschlagen, und total zernichtet.

Das war Ihr Sieg, Freund.

Mitten im Triumphe schien auf einmal zum mindesten sein glücklicher Erfolg vereitelt. Wir sind frey, dachten wir, von den schärfsten Denkern unsers Zeitalters weiter geführt, indem etwas, ich weiß nicht was, in uns ganz unbestimmt herumschwankt, und bald an die Vernunft bald an die Sinnlichkeit sich anschließt. Aber da ruft ein andrer Führer: „wie ist dieses Herumschwanken Freyheit?" Sie ist nur ein Eigenthum der handelnden Vernunft, und darum sind nur die durch diese hervorgebrachten Handlungen frey: die dem sinnlichen Begehren hingegen nachgehenden, sind eben so wenig frey als der ganze Naturzwang der Sinnenwelt. Folglich, „fährt er eben so offen und folgerichtig fort," folglich sind nur die guten Handlungen frey, und nicht die bösen — oder vielmehr: es giebt bey dem Menschen keine bösen; was man so nennt, sollte vielmehr nichtsittliche Handlung heißen.

Wel-

Welchem Führer sollten wir folgen? *) Auch Sie schwankten eine Zeitlang mit unbehaglichem Gefühle herum, bis Sie Sich auch hier durch das sittliche orientirten.

Das letztere System empfahl sich Ihrem überall auf Grund und bestimmte Begriffe dringenden Kopfe, und erlauben Sie mir hinzuzusetzen, ohne daß ich Ihr Zartgefühl durch diese gerade Aeußerung beleidige, Ihrem von der reinsten Wärme für Moralität durchdrungenen, durch sittliche Vernunft sich immer bestimmenden Herzen, am nachdrücklichsten, aber keineswegs zu einer bleibenden Anhänglichkeit. Denn, dachten Sie weiter, die Vernunft wirkt, sofern sie nicht gehindert wird; aber durch die Sinnlichkeit wird sie gehindert. Die guten Handlungen werden also

*) Creuzers skeptische Betrachtungen über die Freyheit des Willens, enthalten eine scharfsinnige Darstellung der Streitigkeiten über die Freyheit des Willens, welche ich noch nicht ausgeglichen sehe. Jene Betrachtungen verdienen wenigstens mehr Beherzigung der Philosophen, als eine Abweisung durch absprechenden Dogmatismus.

also gewirkt, wenn es die Sinnlichkeit zuläßt; ihr Daseyn und Nichtdaseyn hängt folglich ab von der Sinnlichkeit, das heißt von den ausser dem Selbstbestimmen des Menschen liegenden Dingen. Diese hindern nemlich oder erlauben die Wirksamkeit der Vernunft, und es darf nur die Sinnlichkeit nicht ihr blindes Spiel treiben und die Vernunft fesseln, so wirkt diese, wie jede ungebundene Kraft von selbst. Das Gute, das also der Mensch noch an sich hat, muß er nicht sich, das muß er der Sinnenwelt, welcher es einmal beliebte, die Wolken vor der Sonne der Vernunft, vielleicht auf eine kurze Zeit und da nicht ganz rein, wegzuziehen, im Grunde doch verdanken. Wo ist denn nun das Palladium der Freyheit hin? Auch hier ein Raub der Pepromene? Und wir glaubten diese Macht schon auf ewig in ihre Gränze zurückgeschlagen zu haben, wo wir sie ja gerne in Frieden und ruhiger Herrschaft ließen.

Ein so consequenter, so vorurtheilsfreyer, und so moralischer Denker, der doch unmöglich die Stimme des Gewissens, das auf Zurech-

nung unsrer Handlungen dringt, verkennen kann, beharret auch nicht bey diesem Systeme. Das läßt sich voraus sehen.

Sie kamen also dahin zurück, daß wir an eine moralische Freyheit glauben müssen, sowohl bey den guten Handlungen, als bey den bösen. Denn gäbe es keine böse Handlungen, so könnte es auch keine guten geben, weil diese alsdann nicht freywillig wären, nicht durch Selbstbestimmung zu jeder Zeit, wo es nur seyn sollte, hervorgebracht. Sey uns also immer die moralische Freyheit unerklärbar; sie muß da seyn, denn sie soll da seyn. Genug, es ist in ihrem Begriffe so wenig ein Widerspruch, als in ihrem Daseyn. Aber wir wagen über dieses wunderbare Vermögen keine Bestimmungen, als die unser Glaube an Moralität erfordert. Was drüber ist, wirkt nur Streit mit uns selbst; ein Streit, der so lange als wir etwas von dem zu wissen wähnen, was wir doch nicht wissen, ohne Ende fortwährt, den Augenblick aber verschwindet, als wir uns bescheiden, nichts von der menschlichen Freyheit zu wissen als das,

was unser praktischer Glaube uns anzunehmen nöthigt.

Nach diesem Räsonnement waren Sie nun im völligen ungestörten Besitze aller Früchte des herrlichsten Sieges Ihrer philosophirenden Vernunft.

Darin Sie nun zu stören, sieht doch sehr schadenfroh aus. Was denken Sie von diesem Beginnen Ihres Freundes? Durch Ihr gütiges Urtheil über dasselbe in meinem vorigen Briefe schon gewagte Beginnen, lasse ich mich nicht bestechen. Unempfindlich wie ich bin — Sie kennen mich ja — sage ich sogar, daß Ihre Antwort, so mannhaft sie auch auf der Behauptung der moralischen Freyheit besteht, keineswegs meine unbescheidenen Zweifel zurückweiset. Vielleicht haben Sie sie gar noch zudringlicher gemacht. Sie haben mir nemlich ganz deutlich gezeigt, daß Ihre Freyheit nur einem übersinnlichen Menschen zugehört; den irrdischen Menschen, wie wir Adamssöhne doch nun einmal sind, lassen Sie nicht etwa bloß leer ausgehen, sondern weisen uns sogar deutlich unsern Platz in der Kette des Natur-

zwangs an, daß keine Rettung ist, uns heraus=zuhelfen. Nun möge denn ihr himmlischer Mensch immerhin frey seyn: was kümmert uns der an andern! was können wir auf ihn wirken! Was wollen Sie denn mit Ihrer ganzen Erziehungskunst, mit Ihrem ganzen Enthusiasmus für moralische Bildung der Men=schen? Ich wiederhohle also mit verstärktem Nachdruck meine Instanz: Menschen zu sitt=lichguten Menschen bilden, und doch ist das, was gebildet wird, nicht frey! oder ists frey — wie dann es bilden?

Jetzt bringe ich Sie doch gewiß einmal da=hin, daß Sie mich nicht zu gütig beurtheilen. Und doch ist unsre Freundschaft so unzer=trennlich von uns, als unser moralischer Glaube. Ganz Ihr ꝛc.

Drit=

Dritter Brief.

Also hätte ich in meinem letzteren Briefe gegen mich selbst gehandelt, und Sie wieder für den intelligibeln Determinismus bestimmt? Es ist wahr, hier findet sich ein Ausweg wegen meines Zweifels; aber da Sie Ihren Blick jetzt nur hauptsächlich auf diesen Ausweg richteten, so ist Ihnen die Gefahr der Verirrung dabey, der Sie auf der andern Seite ausgesetzt sind, entgangen. Erlauben Sie mir also nochmals davon zu reden, so ungern ich Sie auch mit meinen Speculationen länger aufhalte.

„Der Zornige wird ja offenbar durch seine Sinnlichkeit hingerissen;" — sagen Sie — „entwöhne ich ihn also durch Einwirkung auf seine

sinn-

sinnliche Natur dieser Leidenschaft, so bewirke ich, daß er frey handelt, daß seine Vernunft ihn bestimmen kann, und daß er durch sie sich selbst bestimmt."

Er läßt sich also doch hinreissen, d. h. in dem Augenblicke der Anwandlung des Zorns ist er taub gegen die Stimme der Pflicht. Aber er soll nie taub gegen diese heilige Stimme seyn, die beständig ihm gebietet, beständig von ihm respectirt seyn will, und, wenn anders dieses beständige Gebieten kein Hirngespinnst seyn soll, immer befolgt werden kann. Daß der Zornige sich hinreissen läßt, hängt also von seinem freyen Willen ab, indem er die Maxime der Pflicht verwirft, und in dem Augenblicke, als er von der Reitzung seines Gefühls angegangen wird, diese zu folgen, zu seiner Maxime erwählt. Sie bestürmt ihn nicht einmal, diese Reitzung, sondern sie lockt ihn anfänglich nur von ferne an. So wie er aber näher tritt, wirft sie eine Schlinge nach der andern, doch immer zerreißbare Schlingen um ihn; bald reißt sie ihn dahin. Scheinbar! Er konnte widerstehen; anfangs war's sogar leicht

leicht. Hätte er da nur gewollt! Der Mangel dieses anfänglichen Willens ist der Grund von aller Tyranney seiner lasterhaften Gewohnheit. Wuchs gleich der Funke der Neigung schnell zur Flamme der Leidenschaft: so konnte doch das reine Licht der Vernunft nicht von ihr überwachsen werden, welches, nach ihrer eignen Voraussetzung, immer in dem Gemüthe in seiner inneren unantastbaren Kraft zugegen ist und wirkt.

Oder wird die wirkende Kraft der Vernunft durch die Sinnlichkeit gestört? Nur dann wollen wir von keinem Laster, von keinem Bösen mehr reden. Denn was können wir für die Fluth der Gefühle, welche unsern Entschluß darnieder reißt, ohne ihm Frist zur Freyheit der Wahl zu gestatten? Und was ists uns für Verdienst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wenn nun in dem aufgeheiterten Gemüthe die Vernunft wieder hervorstrahlt, und ihre Herrschaft geltend macht? Wer entzog ihr diese? Wer gab sie ihr wieder? Sie ist unschuldig in beyden Fällen; in beyden Fällen keine Freyheit; dort kein Laster, hier keine Tugend.

Das

Das werden Sie doch nimmermehr zugeben.

Nein wir handeln frey, indem wir dem Andrang der Sinnlichkeit nicht widerstehen; ist Trägheit daran Schuld, so ist es unsre Schuld, indem wir uns zu dieser Trägheit freywillig entschließen. Eben so frey, nicht mehr und nicht weniger, handeln wir, wenn wir die Befolgung der sittlichen Vernunft in unsre Maxime aufnehmen. Aber ein Unterschied ist es in unserm Gefühle.

Der Weise fühlt sich in dem Zustande der Vernunftherrschaft und Selbstzufriedenheit. Er erfährt es zu seiner Freude, daß er kann, was er will, und daß er will, was er soll. Alles stimmt in ihm zur schönsten Harmonie zusammen; ein seliges Gefühl! Der sinnliche Mensch, seiner schlechten Maximen und deren Verwerflichkeit sich bewußt, lebt mit sich selbst entzweyt, und erfährt, daß nicht das in ihm siegt, was siegen soll, und welches gewiß siegen würde, wenn er nur ernstlich wollte. Ein unbehagliches Gefühl in jenen Stunden, wo die sittliche Vernunft bey ihm erwacht! —

Wenn

Wenn diesen so die Sklaverey der Sinnlichkeit drückt, so fühlet der Weise dagegen sich frey. Sapiens liber est sagt der Stoiker mit Recht; solus f. l. e. setzt er hinzu, und das gilt nur von dem Gefühle. Aber warum ist dieses der höchste Geistesgenuß und jenes Sklavengefühl so peinigend? Nehmen Sie diesem die gerechte Anklage seiner Feigheit, jenem die Selbstbilligung, und beydem die zum Grunde liegende Selbstbestimmung hinweg: so verliert das eine seinen Stachel, das andre seine Seligkeit, und jedes verschwindet wie ein Traumbild.

Sie berufen sich zwar auf den Ausspruch eines Paulus, als ob Ihre Meynung schriftmäßig sey. Allein Sie werden doch vor allen Dingen bedenken, daß jeder papulärer Lehrer auf die natürlichen Gefühle sich beruft, und diese um so mehr in seine Sprache einflicht, je moralischer die Quelle ist, woraus sie herfließen. Philosophische Auseinandersetzung dieses so natürlichen Scheins wäre da so sehr am unrechten Ort, als wenn Sie Ihrem Zöglinge bey dem Anblick einer schönen

Land-

Landschaft an einem feyerlichen Morgen, wo Sie sein Herz zum Guten stimmen wollen, eine Vorlesung über die Zweckmäsigkeit ohne Zweck hielten. Genug, wenn er an diese Gefühle eine moralische Idee anknüpft, welche die Aufklärung über deren Grund in der Folge herbeyführt. Lesen Sie mit diesen Gedanken an ein Auslegungsgesetz, wornach jeder populärer Lehrer erklärt werden muß, die Schilderung Röm. 7, von dem 7ten Vers an, und Sie werden sie um so schöner finden. Ob Sie in dieser Schilderung einen Juden, oder den Apostel, der sich an die Stelle des jüdischen Volks setzet, oder einen lasterhaften Menschen, welchem das Gewissen aufwacht, vor sich sehen: so finden Sie doch immer die Darstellung eines Menschen, der mehr seiner Sinnlichkeit als dem Sittengesetze zu folgen geneigt (ein σαρκικος und noch kein πνευματικος) ist. Sie mögen nun hier Anspielungen auf platonische Ideen bey der als das Ich dargestellten sittlichen Vernunft, oder mehr jüdische Vorstellungsarten hier entdecken, oder vielleicht alles als eine bloße Argumentation

ge=

gegen Juden, die sich in unsre Vorstellungs-arten gar nicht übersetzen läßt (mit Hrn. Joh. E. Chr. Schmidt in seinem philol. exeget. Clavis über das N. T. Th. I. bey dies. St.) ansehen; kurz Sie mögen hier die gelehrtesten Erklärungsarten aufsuchen: so bleibt doch das immer gewiß, daß der Apostel hier den Zustand des Gefühls, welchen jener Kampf in uns verursacht, mit lebhaften Farben mahlet, und keineswegs ein Philosophem aufstellen will, welches nur die Vernunft als Ich, nur die durch reine Vernunft gewirkte Handlungsweise als Freyheit bestimme. Paulus löset diesen Kampf zuletzt auf in Triumph über die durch Christum gesandte Rettung. Hiermit beugt er in der That allen deterministischen Sophistereyen, wenn etwa jemand hier daran denken könnte, ganz nachdrücklich vor. Denn er zeigt, wie der, welcher sich schon niedergeworfen fühlte, sich schon ohne Rettung der Verzweiflung Preiß gab, auf einmal ermannt, und zur muthigen Thätigkeit, zum gewissen Siege sich erhebt. Das ist nemlich keinem Zweifel unterworfen, daß er die Rettung

tung

tung durch Christum nur unter der Bedingung, daß man sie ergreife, daß man aus der Herrschaft der Sinnlichkeit heraustrete, und daß man ein tugendhafter Mensch werde, statt finden läßt.

Noch weniger werden Sie die Reden Jesu Joh. 8. „So Euch der Sohn frey macht, so seyd ihr recht frey.“ u. s. w. für Ihre Meynung, daß ein intelligibler Fatalismus Christuslehre sey, anführen. Abgesehen von den Beziehungen auf die Fesseln des mos. Ges. welche hier von manchen Auslegern angenommen werden, macht schon der Zweck des großen Volkslehrers es klar, daß er weder auf ein rabbinisches noch auf ein stoisches Philosophem, weder auf politische Händel noch auf Metaphysik sich hier einläßt. Dieses ist ganz seiner Lehrart zuwieder, die überall nur die Erweckung und Entwicklung der in den Herzen schlummernden sittlichen Gefühle und Begriffe zum Ziele hat, und nirgends bey Subtilitäten verweilet.

Jeder Lehrer des Volks merke sich das. Wir bedürfen in der That weder in den Kate-

techisationen noch auf der Kanzel philosophischer Disquisitionen über die moralische Freyheit und über den Determinismus, noch weniger würde Polemik über diesen Gegenstand hier am rechten Orte seyn. Nur das natürliche sittliche Gefühl lassen Sie uns festhalten. So lange wir dessen Dollmetscher sind, so gehen unsre Worte von Herzen und zu Herzen, und wir haben Vernunft und Evangelium auf unsrer Seite. In die Sprache von beyden stimmt dieses Gefühl ein, wenn es die Handlungen, die sich nach der Sinnlichkeit bestimmen, eben so gut für frey und zurechnungsfähig erklärt, als die Entschließung der reinsten Tugend. Es ist mehr ein Gegenstand der Privat- oder der öffentlichen gelehrten Unterhaltung, die deterministischen Irrthümer zu widerlegen, und das verdorbne Herz, dem die deterministischen Sophistereyen schmeicheln, wo möglich, herum zu lenken.

Jene Schilderungen, wozu das innerste allgemeinste Gefühl Farbe und Leben leiht, welche den Lasterhaften als einen Sklaven, den Tugendhaften als freyen Selbstherrscher dar-

darstellen, werden unsre Zuhörer nie irre machen; sie dürfen immer in unsern Vorträgen vorkommen; ja, wir können ihrer nicht einmal in dem gebildeten philosophischen Umgange ganz überhoben seyn. Dagegen werden wir es auch an Gemählden unsrer sittlichen Freyheit, wie das so sprechende, welches Jak. 1, v. 14 u. 15 giebt, an Erinnerungen an die Zurechnung unsrer Handlungen und das göttliche Gericht und dergl. keineswegs fehlen lassen.

In keiner Sache urtheilen wir gewöhnlicher nach dem Anschein als da, wo dieser mit dem Bewußtseyn unsrer Person am innigsten zusammenfließt. Daher sind Jahrtausende lang die Paralogismen, womit man sich in der Betrachtung der Seele im Zirkel herumzutreiben pflegt, übersehen geblieben; und daher haben selbst die scharfsinnigsten Denker das Daseyn der menschlichen Freyheit aus dem Gefühle derselben zu beweisen geglaubt; eben daher hält es auch so schwer, das Gefühl des freyen Handelns bey dem tugendhaften Charakter von der Freyheit

heit der Selbstbestimmung, wie sie in jeder auch der bösen Handlungsweise vorkommt, richtig zu trennen und zu unterscheiden. Aber in demselben natürlichen Gefühle kommt auch der Unwille über die bösen Maximen vor; daß eine sinnliche Handlungsweise verdammlich sey, läßt sich der nicht verschrobnen Denkungsart so leicht nicht ausreden, und die aufgewachte Stimme des bösen Gewissens, läßt sich durch keine Art der deterministischen Sophistik so bald zum Schweigen bringen.

Doch ich rede mich zu tief in diese Speculationen hinein, und vergesse, daß Sie deren schon längst müde seyn können. — Aber nein! Sie können mir doch nicht diese Umständlichkeit in einer Lehre verargen, in welcher ich erst völlig aufs Reine mit Ihnen kommen mußte, ehe unsre weiteren Schritte sicher seyn konnten. Die Freude, auch hier Vernunft und Schrift und natürliches Gefühl mit einander in Einstimmung zu finden, möge Sie für ihre Geduld bey diesem trocknen Vortrage einer trocknen Materie schadlos halten. Aber auch diese Freude muß ich ihnen wie-

der stören, indem ich Sie nochmals auf meinen Zweifel zurückführe. Oder wird mir Ihr nächster Brief heraushelfen, wie der auch in Absicht der sinnlichen Triebfedern freywählende Mensch könne gebildet werden? wie er moralischthätig sey, indem er sich leidend verhält? Diesem Briefe sieht mit Sehnsucht entgegen Ihr ꝛc.

Vierter Brief.

Fast wie ich mir es dachte. Sie erblicken Sich auf jeder Seite an einem Abgrunde; hier geht die Freyheit verlohren, und dort alle moralische Wirksamkeit der Menschen untereinander. Vor beydem schaudert es Ihnen, und mit raschem Fluge erheben Sie Sich, um darüber hinweg zu eilen. Ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie nur nicht am Ende mit Ihrer Vernunft noch mehr in das Gedränge kommen. Sie sagen: „Die Tiefen unsrer moralischen Natur sind in ein solches Dunkel eingehüllt, das wir doch nie zu durchschauen vermögen.“ Allein dürfen Sie darum Widersprüche in dieser Natur annehmen? Sie erkennen die Vernunft an als die höchste Gesetzgeberinn Ihrer Handlungen,

Sie werden doch dabey ihre ewigen Gesetze der Wahrheit nicht verwerfen?

Auch ich bin überzeugt, daß wir endlich vor Geheimnissen müssen stehen bleiben. Aber diese dürfen für's erste bey aller Unerklärlichkeit doch keine Widersprüche enthalten, und dann ist auch nicht gerade alles Geheimniß, was uns anfänglich dunkel scheint.

Es kommt gewiß irgend einmal auch bey Ihnen die Zeit, wo sich die kältere Vernunft nicht mehr so leicht abfertigen läßt. Auf diese Zeit wird es Ihnen wohlthun, wenn sie dergleichen Zweifel, wie unser jetziger ist, schon aus dem Wege geschafft haben.

Sie erwiedern ferner dagegen: „Die Erziehung, so wie überhaupt die Behandlung des Menschen wirkt nur negativ; sie thut nichts zu dem Menschen hinzu, sondern räumt nur die Hindernisse hinweg, welche die freye Entwicklung der Kräfte, und namentlich der Vernunft, hemmen. Sie wirkt also nur auf die Sinnlichkeit, wo diese die edleren Knospen zurückhält" — Lassen Sie uns diese Meynung in Absicht der Erziehung näher prüfen.

X. hat durchaus solche Handlungen gezeigt, daß jeder Unbefangne darin eine Handlungsweise erkennet, welche wir kaltblütige Bosheit nennen; kurz X. hat beynahe denselben empörenden Charakter wie Franz Moore in Schillers Räubern. Wir erkundigen uns, wie er dazu gekommen sey, und erfahren, daß er das Unglück gehabt, in seiner Kindheit auf der einen Seite mit einer Strenge behandelt zu werden, welche jedes Gefühl bey ihm abstumpfte, außer jenen mit dem Eigensinne verwebten Gefühlen, welche auf der andern Seite eine allzugroße Nachgiebigkeit in gewissen Stücken hervorrief. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch menschenfeindlich, stärrsinnig, heimtückisch und boshaft wurde. Sein Charakter wurde durch gänzliche Entfernung von guten Beyspielen und Lehren, durch den Einfluß elender Menschen, und durch tausend andre große und kleine Dinge mehr so unglücklich vollendet. Und doch versprach seine Anlage so viel Empfänglichkeit für Vernunftbildung; seine Gefühle würden unter begünstigenden Umständen in dem schönsten

 Eben-

Ebenmaaße aufgeblühet seyn, er würde sie leicht der Vernunft untergeordnet haben, und die Festigkeit in seinen Grundsätzen hätte seinen Charakter zu einem vorzüglich erhabnen und kraftvollen ausgebildet. — Dagegen der sanfte liebevolle Y. wie sehr nimmt dessen Charakter ein! Er war von Kindheit an ein Schwächling, der sich der sanften Stimmung seiner Nerven so gerne dahin gab. Seine Erzieher waren immer äußerst zufrieden mit seinem biegsamen, für Sympathie und Liebe so ganz geschaffnen Herzen. Seine Tugenden wurden ihm nicht schwer, und die Natur belohnte sie noch obendrein mit den süßesten Gefühlen.

Ach, und jener X. mußte diese so ganz, mußte das höchste Lebensglück entbehren! Wie? Sie wollten ihn noch gar verdammen? — Ihn, der nur das Glück einer besseren Erziehung genießen durfte, um die zweydeutige Tugend des lezteren bey weitem zu übertreffen? Nein! das erträgt Ihr Herz nicht! — Also den Bösewicht frey sprechen? Das ertragen Sie noch weniger; denn Sie gestehen mir ein,

daß

daß Sie alsdann allen Unterschied zwischen Tugend und Laster aufheben. Immer würde ja auch bey dem ärgsten Bösewichte der Fall eintreten, daß es an allen jenen äußeren und inneren Umständen gefehlt habe, welche nur hätten daseyn dürfen, um den Charakter hervorzubringen.

Behaupten, daß die Erziehung doch negativ wirke, hieße demnach doch nichts anders, als den moralischen Charakter von ihr positiv abhängig machen. Da stehen wir also immer wieder vor unserm Widerspruche.

Oder sollen wir sie etwa für ganz unnütz erklären? Also lieber das Kind aufwachsen und gehn lassen, wie es will? Vielleicht räth noch mehr hierzu die eben nicht seltne Erfahrung, daß man bey der besten Absicht die schönsten Anlagen des Zöglings wohl gar verderbe. Oder wenn doch einmal Erziehung statt finden soll, nun dann, nur so viel möglich zur Klugheit erzogen! Man gewöhne nemlich den Zögling an die Gesetze der Convention, suche ihm die Fertigkeit beyzubringen, sich in den Geist der Zeit zu schmiegen, und

die

die Menschen so wie alles zu seinem Vortheile zu benutzen; und das Bestreben nach Pflicht zu handeln — lasse man ihn lieber mit dem weit behaglicheren, sich ein angenehmes Leben zu verschaffen, vertauschen; kurz man suche es zu bewirken, daß seine herrschende Gesinnung nicht etwa die Anstrengung des moralischen sondern die Gewandtheit des politischen Menschen sey: und so hat man denn doch etwas geleistet, und braucht sich noch obendrein bey diesen gemächlichen Erziehungs-Grundsätzen nichts um Freyheit und deren Schwierigkeiten zu bekümmern. Da wäre denn doch die Erziehung noch eine lernbare Kunst, wie die eines Gärtners oder Steinmetzen!

Doch ich darf Ihren edlen Unwillen nicht länger ermüden. Ihre Natur verabscheuet solche Grundsätze.

Also wir wollen doch erziehen und auf die Menschen als auf moralische Wesen zu wirken suchen. Wenn wir nur dabey denen zu antworten wüßten, welche auf die moralische Freyheit sich berufend unsre Bemühungen

für unnütz erklären! Lassen Sie uns einen solchen einmal anhören.

Neulich fand ich in einer sehr gemischten Gesellschaft einen Mann, welcher die Miene des Gelehrten mit dem Aeußeren des Weltmannes vereinigte, und also dem größten Theile der Anwesenden durch sein Absprechen imponirte. Er hatte die kantische Philosophie studiert — es ist ja jetzt die Mode, daß man davon spricht — und das muß man gestehen, er war tiefer in ihren Geist eingedrungen, als manche, die darüber öffentlich sprechen. Jetzt übernahm er die Rolle eines Demokraten; aus welchem Grunde, getraue ich mich nicht zu bestimmen; vielleicht daß er einigen in der Gesellschaft sich gerade in dieser Rolle zeigen wollte. Der junge T. nahm sich die Mühe, ihn eines besseren belehren zu wollen, und führte ihn auf die Grundsätze der kritischen Philosophie, wie sie von Reinhold, Schmid, Jakob, Schmalz, Schaumann, Heydenreich, Pölitz, u. a. und vorzüglich von Kant selbst ausdrücklich aufgestellt worden, welche gewiß nicht jenem Demokratismus das Wort

redeten. Ob der gute junge Mann nicht besser diese Mühe gespart hätte, da er es hier mit einem Sophisten zu thun hatte, dem nur eine solche Aufforderung zur weiteren Darlegung seines Witzes willkommen war?

„Was meynen Sie? erwiederte dieser dem jungen T. In der kantischen Philosophie wird nicht nur dem Aufruhr, sondern auch sogar der gänzlichen Sittenlosigkeit das Wort geredet.“ — Nicht wahr, Freund, so etwas hätten Sie wohl nicht erwartet? Alle in der Gesellschaft, welche von jener auf reine Sittlichkeit und bürgerliche Ordnung so sehr dringende Philosophie nur einige Kenntniße hatten, schienen auch nichts weniger erwartet zu haben. Alles horchte; denn der Mann figurirt gut im Reden.

Er stellte sich jetzt hinter einen Stuhl, und fing nun mit einer Kennermiene an zu demonstriren, ungefähr auf folgende Art:

„Diese Philosophie ist nichts als spitz„findige Scholastik, das sehen Sie, mei„ne Herren, an der dunkeln Terminologie“ (und doch wußte der Mann an einem andern

Or-

Orte einmal die, welchen sie zu dunkel ist, ziemlich fühlbar wegen ihres lichten Kopfs aufzuziehen); „mir fällt immer Duns Scotus „Erigena gelehrten Andenkens dabey ein. „So spricht sie von einer doppelten Natur in „dem Menschen; sie nimmt nemlich einen in„telligibelen Charakter in uns an, worauf „nicht gewirkt werden kann, und davon un„terscheidet sie den erscheinenden Menschen, „oder unsre Natur, inwiefern einer auf den „andern wirklich Einfluß hat, und wir mit „den Dingen, um uns her in Verkettung ste„hen. Nun beweiset sie, daß der Mensch „Zweck an sich sey, und in der Rücksicht sucht „sie seine gegenseitigen Rechte und Pflichten „festzustellen. Frage ich nun: worauf grün„det sie diese Behauptung? so ist die Ant„wort kurz da: auf unsre moralische Natur. „Frage ich weiter über diese Natur, so höre „ich, daß sie eben jenen intelligibeln Charakter „enthalte, welcher, über alle Verkettung der „Ursachen und Wirkungen erhaben, vollkom„mene Freyheit besitze.

„Nun

„Nun werde ich denn zu einem Schüler die„ser Philosophie sagen: Mein Herr, wie? „wenn Sie nun ein Räuber auf Tod und Le„ben angriffe? Wie könnten Sie ihm einen „Vorwurf darüber machen? Er würde dar„auf antworten können, daß er ja Ihre mo„ralische Natur, und Sie als Selbstzweck al„lerdings achte: aber indem er Sie plündere „oder morde, so betreffe das nur Ihre sinn„liche Natur, nur Sie als erscheinendes We„sen, wovon das Moralische oder Uebersinn„liche gar nicht abhängt.

„So sehen Sie nun, meine Herren, daß „nichts klärer ist, als die Sophisterey dieser „Schule, welche von Pflichten und Rechten „so gar schön redet, und doch eine Rechtfer„tigung für diejenigen enthält, welche mit „Menschen umgehen, als ob es keine Pflich„ten und Rechte gäbe. Wenn sie nur das „Subjekt der Rechte und Pflichten, d. i. die „geistige Natur nicht beeinträchtigen, und „das hat gute Wege, diese bleibt in ewiger „Ruhe und Abgeschiedenheit.“ —

Ob ich bey diesem Deraisonnement ruhig blieb? fragen Sie. Nein, Freund, Verläumdungen darf man nirgends stillschweigend anhören. Da aber eine förmliche Widerlegung hier ganz am unrechten Orte würde gewesen seyn, so war ich eben im Begriffe zu sagen: „Ein solcher Kenner kann doch alles klar machen, und würde eben so handgreiflich beweisen können, wenn man es zuträglich fände, daß das Christenthum die Sitten der Menschen verderbe! Allein es fiel sonst etwas in der Gesellschaft vor, das auf einmal die Aufmerksamkeit auf sich zog, und ehe ich zum Wort kommen konnte, kam sie zum Aufbruch.

Indessen brachte mich dieser Vorfall zu ernsthafterem Nachdenken über die Sache; worauf uns unser Gegenstand jetzt wieder führt. Dieser Knote muß doch nothwendig gelöset werden. Aber wie lösen wir ihn?

Sie sind nun wohl hinlänglich von der Wichtigkeit dieser Auflösung überzeugt, da die Rechtfertigung der Erziehung und der Menschen-

schenbehandlung überhaupt darauf beruhet. Das ist mir schon Grund genug, von Ihnen einen Versuch zur Auflösung und diese selbst zu erwarten. Wollen Sie in Ihrem nächsten Briefe dieses Vergnügen machen Ihrem 2c.

Fünfter Brief.

„Unser Glaube an moralische Freyheit flüchtet sich in das Heiligthum der sittlichen Gesetzgebung, wenn er die Zweifel nicht mehr zurückzutreiben vermag." Dieser Anfang Ihres Antwortschreibens kündigte mir mehr jene überwiegende Güte eines Herzens an, dessen Freundschaft mir wohlthut, als er mich eine Auflösung des Zweifels hoffen ließ, dessen Wichtigkeit ich Sie gerne vorher wolte fühlen lassen. Aber schon bat ich Sie um Verzeihung, als ich den Gedanken las: „Eben die Wichtigkeit des Zweifels ist uns ein Beweis, daß er nur scheinbar ist. Denn da beydes, die Menschen als Maschinen ohne Freyheit gebrauchen zu wollen, oder sie als freye Wesen, auf welche wir keinen Einfluß haben, ih-

ihrem Schicksale zu überlassen, für den gesunden Menschenverstand so empörend ist, daß er weder das eine noch das andre zugeben kann: so muß beydes im Reiche der Vernunft wegfallen, oder vielmehr beydes Freyheit und Wirkung der Menschen als moralische Wesen auf einander muß zusammen bestehend gedacht werden können" — Und wie Sie vollends fortfuhren: „Sollte nicht in der moralischen Nothwendigkeit, moralisch gut zu handeln, der Grund liegen, die Menschen als moralische Wesen zu behandeln? und sollte sich nicht hierdurch jener Zweifel heben?" — so freute ich mich höchlich, daß Sie ihn der Entscheidung so nahe gebracht haben.

Diesen Text lassen Sie mich also jetzt weiter erörtern. — Sie wollen es so.

Sie sagen damit dasselbe, wie mirs scheint, was Kant sagt in den Worten: „Laßt uns „es wenigstens als möglich annehmen, die „Vernunft habe wirklich Caussalität in Ansehung der Erscheinungen: so muß sie so sehr „sie auch Vernunft ist, dennoch einen empirischen „Charakter an sich zeigen." Hiermit müssen

„wir

wir nemlich das vergleichen, daß er an einem andern Orte zeigt: man müsse es als wircklich annehmen, daß die Vernunft Causalität habe, weil wir sonst ihre Gesetzgebung (den sittlichen Imperativ) nicht anerkennen könnten. Folglich müssen wir annehmen, daß das vernünftige Wesen, der Mensch, zwar ein moralischfreyes Wesen sey, aber in seinem Handeln sich zugleich als ein empirisches, worauf gewirkt wird, darstelle; mit einem Worte, daß Thun und Leiden in demselben Subjekte sich unzertrennbar vereinige.

Dieses bedarf noch einiger Erläuterung.

Es ist wahr, unsre moralische Natur ist über alle Einwirkung von der Sinnenwelt erhaben, und dadurch ist ihre Freyheit gesichert. Aber sie hat ihre eigne Gesetzgebung; das Sittengesetz gebietet dem, der diese Natur hat, d. h. jedem vernünftigen Menschen. Wer sich dessen bewußt ist, vernimmt in seinem Gewissen unablässig das Gebot, recht zu handeln.

„Ich soll recht handeln: ich will es." So denkt jeder, dessen Herz nicht ganz verwahr-

loset ist. Also muß er doch handeln, oder seine Kräfte zur Hervorbringung eines Zwecks gebrauchen. Gesetzt, daß jemand gar nicht handeln wollte, so wäre das eine unmoralische Gesinnung, die man noch ärger halten müßte, als diejenige ist, wenn man nicht recht handeln will. Das wäre die faule Vernunft ἀεργος λόγος im ärgsten Grade. Hieraus ist es auch zu erklären, warum jeder Grundsatz der faulen Vernunft als ein Beweis der unsittlichsten Denkungsart so sehr zu verabscheuen ist. Denn nichts thun wollen, wo man handeln soll, und sich etwa mit dem Vorgeben, daß es an Kräften dazu fehle, täuschen, ist eine gerade Erklärung, daß man keine Pflichten anerkenne, oder mit andern Worten, daß man ein böser Mensch sey. Eine solche Maxime denke ich mir unter der Verstockung, wogegen im N. T. die Rede ist, und unter der Sünde gegen den heil. Geist, welche alle Besserung verhindert, und deren Verdammlichkeit Jesus auch nachdrücklich vorstellt. Doch zweifle ich, ob es einen so

mo-

moralisch taubstummen Menschen gebe, der gar nicht handeln zu können wähnt.

Also wir wollen handeln. Damit sagen wir nichts anders, als wir können eine Reihe von Begebenheiten anfangen. Diese seyen nun Veränderungen in uns selbst, oder in Dingen ausser uns, so sind es immer Erscheinungen, Erfolge in der Sinnenwelt, welche von dem übersinnlichen Wesen hervorgebracht werden. Indem wir also handeln, so finden wir uns als Bürger zweyer Welten zugleich, ohne daß die Gesetze der einen die der andern beeinträchtigen. Dieses nicht annehmen, hieße entweder die moralische Freyheit oder die Möglichkeit des Handelns aufgeben; und beydes können wir nicht: folglich müssen wir uns im Handeln zugleich als thuende und leidende Wesen ansehn.

Wir sollen aber auch recht und gut handeln. Da wir nun nicht anders handeln können, als in der Sinnenwelt, oder indem unser Gemüth zugleich, neben seiner höheren Natur, den Gesetzen der Veränderung, der Ursache und Wirkung, kurz alles dessen, was wir

in der Zeitfolge wahrnehmen, unterworfen ist: so fühlen wir uns gedrungen, in der Welt der Erscheinungen recht und gut zu handeln. Mit andern Worten: der Mensch kann entweder gar nicht gut handeln, oder er muß es zugleich als erscheinendes Wesen thun. Nun sollen und wollen wir aber das erstere: also behaupten wir auch die Bedingung, daß jeder Mensch als erscheinendes Wesen seine Moralität darlegen könne, solle und müsse.

Jeder Mensch soll demnach in der Erscheinung sich auch als moralisches Wesen zeigen. Dieses sollen wir bey jedem geschehen lassen, und keinen darin stören; also z. B. keinen morden, keinen verführen, rc. So erweisen sich die Rechte des Menschen auch insofern er Erscheinung ist, und diese Deduction sichert ihm das Recht und die Pflicht als Selbstzweck behandelt zu werden, für die Sinnenwelt so gut als für die Welt der reinen Vernunftwesen. Ist einmal das eingestanden, daß er in der letzteren Qualität als Zweck an sich müsse geachtet werden — und wer wird das noch in Abrede seyn? — so muß

er

er auch als Sinnenwesen dafür gelten. Denn nur als solches kann er handeln, und ihn als solches beeinträchtigen, hieße dem Geiste seine nothwendigen Zwecke zerstören.

Noch nicht genug. Wir sollen ja jedes vernünftige Wesen in seinen moralischen Zwecken begünstigen, und ihm zu denselben beförderlich seyn. Das können wir aber nicht anders, als wenn wir seine moralischen Handlungen begünstigen und befördern; und das ist wieder nicht anders möglich, als indem wir sie nach den Gesetzen befördern, wornach sie erfolgen, d. i. zugleich nach den Gesetzen der Sinnenwelt. Folglich sind wir verpflichtet, gegen uns selbst nicht nur, sondern gegen andre Menschen so zu handeln, daß wir uns und andre dadurch als moralische Wesen in der Sinnenwelt erscheinen lassen.

Wir müssen also auf andre wirken. Insofern behandeln wir sie, oder suchen durch sie unsre Zwecke auszuführen; und dieses geschieht freylich inwieferne wir und andre erscheinende Wesen sind. Aber wir sind zugleich moralische Wesen und als solche sollen alle

unsere Handlungen geleitet werden. Mithin sind wir verpflichtet, uns selbst und andere Menschen als moralische Wesen zu behandeln. Das will aber nichts anders sagen, als wir sollen durch uns und durch andere die Moralität in der Erscheinung darstellen. Jeder Mensch soll sittliche Güte zeigen, und an sich und an andern hervorbringen, befördern, begünstigen, so wie er nur auf sich und auf andre wirken kann.

Die moralische Nothwendigkeit (Pflicht) sittliche Güte in der Welt der Erscheinungen, so weit wir darin nur wirken können, darzustellen, das ist es, was ich Ihnen nun erwiesen zu haben glaube. Ist dieses wirklich geschehen, so wäre auch jener Zweifel gelöset. — Oder glauben Sie, daß der Knote nur weiter hinausgeschoben worden? Sie wenden vielleicht ein: „als sittliches Wesen kann doch der Mensch kein erscheinendes seyn, und inwiefern ich ihn den Gesetzen der Naturnothwendigkeit unterworfen erkenne, spreche ich ihm Freyheit und Moralität ab. Wirke ich

also

also auf ihn, so ist er mir ein Wesen ohne Moralität."

Das gebe ich Ihnen gerne zu, wenn ich das wirklich behauptete, daß der Mensch als erscheinendes Wesen ein sittliches sey. Das ganze bisherige Räsonnement wäre wenigstens unnütz, und wir stünden wieder vor dem von Anfang aufgezeigten Widerspruch: selbst thätig und von etwas anders abhängig! Aber ich glaube etwas ganz anders aufgestellt zu haben. Ich sage nicht, daß die wahre Moralität, oder der der Zurechnung fähige Charakter des Menschen, sich wirklich in dem uns erscheinenden Menschen darlege; ich behaupte nicht, daß wir uns und andre hier so finden und beurtheilen, wie nur allein die Gottheit, die den übersinnlichen Charakter durchschaut, uns erkennet und richtet; ich will nicht das blos denkbare in etwas sichtbares (das Noumenon in ein Phänomenon) verwandeln, nicht die Gesetze der Geisterwelt mit den Naturgesetzen vermischen. Meine Behauptung gieng lediglich dahin, zu zeigen, daß es alle Rechte und Pflichten des Vernunftwesen umstoßen, mithin

hin dem höchsten Gesetze allen Gehorsam aufkündigen heiße, wenn man nicht in dem erscheinenden Charakter des Menschen die Wirksamkeit der Moralität darzustellen sucht. Ganz richtig, diese dargestellte Moralität ist nicht die ächte, aber die Darstellung derselben ist eine Wirkung der ächten, reinen, wovon jene blos das Analogon ist. Diese ist das Urbild, jene der Abglanz. Jene kann eben so gut ausgeforscht werden, als die Maxime einer Handlung, sie läßt sich eben so hervorbringen, wie die uns erscheinende Wirksamkeit der Vernunft selbst. Aber dieses Analogon der Moralität und Freyheit soll von dem Wesen, das sich zugleich seiner wahren Moralität und Freyheit bewußt ist, möglichst befördert und hervorgebracht werden. Dieses Sollen mußte nur bewiesen werden, um einen Zweifel zu entkräften, der sich dem Praktischen in den Weg stellte. Alles Gesagte ist nur die Erläuterung des Satzes: wir sollen sittlich gut handeln, also einander als sittliche Wesen behandeln. Also sind unsre Bemühungen für Erziehung und sittliche Verbesserung nicht un-

nütz, vielmehr erkennen wir sie an, als unsre dringendeste Pflicht. *)

Wollte jemand weitere Auskunft darüber haben, wie es möglich sey, daß der Mensch das Bewußtseyn einer sinnlichen und übersinnlichen Natur in sich vereinigt, und daß diese in, mit und jene durch sie wirkt: so bin ich ihm nicht im Stande darauf zu dienen. Genug, es ist wirklich so, es kann so ohne Widerspruch gedacht werden, und der moralisch gute Mensch, will er nicht anders in Widerspruch mit sich selbst gerathen, muß es

*) Wir haben also die Realität des Begriffs von Erziehung zu beweisen versucht. Denn es ist nicht genug, daß man diesen Begriff analytisch entwickelt, man muß ihn auch synthetisch begründen, indem man die Anwendung desselben in der wirklichen Welt zeigt, oder einen Gegenstand damit verbindet, welcher dem Begriffe der Erziehung vollkommen entspricht. Die Nominalerklärungen sind freylich gewöhnlicher als die Realerklärungen: allein man irret sehr, wenn man glaubt, ohne die letztere ein gründliches System zu Stande zu bringen.

es sich so denken; denn nähme er diese Verbindung nicht an, so könnte er sich nicht als ein Wesen denken, welches moralischgut handeln kann. Aber daran zweifelt der gewiß nicht, welcher gut handeln will. Und hiermit flüchte ich meinen Glauben an moralische Freyheit, aus dem nebelvollen Felde eitler Speculation in das Heiligthum des sittlichen Gefühls. So hatten Sie denn recht, daß Sie auf diesem Wege die gesuchte Auflösung erwarteten, und ich hatte recht, daß ich behauptete, Sie hätten dadurch unsern Zweifel der Beruhigung nahe gebracht.

Zum Dank habe ich Ihnen denn einen trocknen Brief zu lesen gegeben. Aber verzeihen Sie, ich konnte dessen doch einmal nicht überhoben seyn.

Damit Sie aber etwas schadlos gehalten werden, so mag sich dieser Brief mit einer Stelle aus Schmids Psychologie schließen: „Der Mensch ist eben darum ein so reichhal„tiger, aber auch so schwieriger Gegenstand der

„Betrachtung und Beurtheilung, weil in ihm „die Anwendung der Begriffe von Natur „und Freyheit sich vereinigt, und beyderley „Gesetze, sowohl der spekulativen als der „praktischen Vernunft, ihre Ansprüche bey je„dem Urtheil über ihn die Entscheidung zu „geben, geltend machen." — L. S. w.

Sechster Brief.

Dieses Mal freut michs noch mehr als je, daß Sie mich verstanden haben. Bey dieser Materie wird man gar zu leicht unverständlich und abstrus. Sie haben mir sogar einige Gesichtspunkte eröffnet, woraus man jene Wahrheit, welche mein voriger Brief beweisen sollte, noch betrachten kann.

Für's erste sagen Sie: der Mensch, wie er einmal da ist, handelt, und kann, dieweil er lebt, nicht ohne Thätigkeit, und dieweil er Vernunft hat, nicht ohne Thätigkeit der Vernunft existiren. Nun wird gefragt: soll er diese Thätigkeit Regeln unterwerfen, oder soll er sie einem blinden Spiele seiner Kräfte überlassen? Kein vernünftiger Mensch wird das letztere zugeben. Also sollen wir nach Regeln handeln;

und nach welchen? fragt man weiter. Wir antworten, und mit uns jeder, der seine moralische Natur anerkennt (mit andern haben wir nichts zu reden): vor allen Dingen soll der Mensch trachten, nach dem Sittengesetze seine Handlungen einzurichten. Da nun diese in der Sinnenwelt geschehen — denn alles, was nach Ursachen erfolgt, geschieht in der Zeit, ist Erscheinung: so soll jeder auch als Sinnenwesen nach moralischen Gesetzen handeln. Jeder Mensch soll das, jeder soll die Sittlichkeit gleichsam in das Land der erscheinenden Geister einführen. Dazu sollen die Menschen sich gegenseitig beförderlich seyn, oder einander behandeln. Dieses Glaubens ist jeder, der seine Handlungen nicht einem blinden Spiele zu überlassen sich entschließet.

Erlauben Sie mir noch eine kleine Bemerkung zu dieser vortheilhaften Ansicht hinzuzufügen. Nothwendig müssen wir handeln, nothwendig ergeht dabey an uns die Stimme des Sittengesetzes; nothwendig müssen wir also in uns eine höhere übersinnliche Natur, nothwendig aber auch eine sinnliche annehmen; nothwen-

wendig müssen wir uns nach jener als frey, wenn wir in uns nach dieser alles nach Naturgesetzen erfolgend ansehen; nothwendig müssen wir uns nach beyden Rücksichten als Geister, welche nach moralischen Gesetzen in der Sinnenwelt erscheinen, behandeln.

Hier ist es, wo beydes in unserm Bewußtseyn zusammenfließt, und gleichsam in einander übergeht — eine Sache, wovon uns wegen ihrer Unbegreiflichkeit nicht einmal eine Idee vorschweben würde, wenn sie sich uns nicht im Bewußtseyn unleugbar offenbarte. Alle unsre Handlungen, d. i. die Gesinnungen und deren Erfolge, die Vernunftthätigkeit selbst, sofern wir sie gewahr werden, leiten wir her von vorhergehenden Ursachen, woraus sie bestimmt werden, zugleich aber müssen wir sie als Wirkungen derjenigen Ursache ansehen, welche sich selbst bestimmt, als Wirkungen unserer übersinnlichen Natur und der ihr zukommenden Freyheit.

Sie betrachten dieses noch von einer andern Seite. Wir sollen gut handeln. Wer davon nicht überzeugt ist, mit dem ist nicht einmal

über

über die Sache zu reden, da das Untersuchen und Besprechen einer Wahrheit selbst eine Handlung ist. Wir müssen daher auch glauben, daß wir es können. Daher unser Glaube an unsre moralische Natur. Unsre Handlungen sollen also eine gewisse Form haben; wie könnten sie das aber ohne Materie, d. h. ohne daß ein Gegenstand dadurch wirklich gemacht wird, oder ohne daß etwas in uns oder außer uns geschieht. Wir müssen folglich auch glauben, daß wenn wir thätig sind, so geschieht etwas in der Welt der Erscheinungen, und wir sollen selbst als erscheinende Wesen aber zugleich moralischen Gesetzen unterworfen thätig seyn.

Diese Ansicht erklärt vielleicht die Behandlung unsrer selbst noch deutlicher. Indem ich handle, bewirke ich etwas in mir, bin selbst thätig und leidend zugleich, verändre mich selbst nach eignen Zwecken, oder behandle mich. Ich bin es — das moralische Wesen — welches handelt; Ich bin es — das physische — auf welches gewirkt wird; die Vorstellung des Handelnden und Leidenden fließt aber in Einem Ich untrennbar zusammen. Ich kann mich

nicht theilen. Also bin ich verpflichtet, mich selbst als moralisches Wesen zu behandeln. So muß ich in mir einen guten Charakter hervorzubringen suchen; das kann aber nur in mir zugleich als Erscheinung betrachtet geschehen, da er hervorgebracht wird und in der Zeitfolge allmählig bey mir zum Vorschein kommt. Ich verwerfe also jenen Mysticismus der faulen Vernunft, welcher sein Handeln einem Spiel des Zufalls überlassen zu können glaubt, da der Charakter, worin wir handelnd erscheinen, der sinnliche, nichts mit der moralischen Güte des übersinnlichen zu thun habe; wobey aber der wichtige Umstand übersehen wird, daß der eigentliche moralischgute Charakter doch in, mit und durch den sinnlichen wirken soll, gleichsam wie der Geist durch den Körper. Da wir ferner jeden Menschen als uns selbst achten und lieben sollen, so gilt auch in Absicht der andern kein Mysticismus. Zu glauben, daß wir andre Menschen weder verbessern noch verschlimmern können, daß wir sie sich selbst ganz zu überlassen hätten, höchstens für sie nur zu beten brauchten, damit die göttliche Gnade sie regiere —

dieß

dieß ist eine Maxime des trägsten Mystikers, welche wir, die wir überall auch in dem erscheinenden Charakter Moralität befördern und darstellen sollen, für schlechterdings verwerflich erklären.

Hieran schließt sich der dritte Gesichtspunkt, welchen Sie anweisen. Wir sollen bey uns selbst auf alle Art die Achtung für Moralität stärken. Wir sollen sie also überall um uns her zu erblicken und darzustellen suchen. Jeder gute Mensch sucht also die Sinnenwelt gleichsam zum Typus oder Schema der moralischen zu erheben, mit andern Worten: er sucht in sich und in andern so viel möglich den sittlich guten Charakter sichtbar zu machen.

So gewiß wir demnach behaupten, daß jeder Mensch sich selbst, und nur sich selbst bessere und moralisch vervollkommne (von übernatürlicher Wirkung der göttlichen Gnade, welche doch des Menschen Freyheit nicht aufhebt, und wenigstens von dieser ergriffen werden muß, reden wir jetzt noch nicht) —: eben so fest halten wir uns von der Pflicht andre zu erziehen, zu verbessern und zu veredeln, überzeugt.

Indessen kam wohl die Frage, was das heiße: die Moralität in der Erscheinung darstellen? schon einige Male in Ihre Seele. Sie ist in dieser Untersuchung wichtig, und nichts Wichtiges dürfen wir übergehen, damit uns nichts unsre Schritte im Praktischen in der Folge störe.

Wir sehen zwar nicht das Moralische in der Handlung, aber wir sehen doch den moralisch Handelnden. Die Handlung erscheint uns, aber nicht ihre Triebfeder. Auf diese letztere müssen wir also schließen, wenn wir sie einsehen wollen. Nun fragt sichs mit welchem Rechte? Soviel wissen wir zum voraus, daß wir auf die reine Triebfeder nie mit Sicherheit schließen können, denn alles, was uns in dem Gemüthe des Menschen erscheint, ist von etwas in der Zeit Vorhergehendem gewirkt, so daß wir nie ein Absoluterstes, nie den freyen Akt ergründen; dieser kann demnach nur gedacht werden, wovon in der Folge mehr. Unsre Frage bestimmt sich jetzt nur dahin: „Welche Erscheinungen an dem Menschen sind es, die uns auf moralische Triebfedern zurückschließen las-

lassen, wenn wir diese auch nicht völlig ergründen?

Dieses Zurückschließen beruht auf der Analogie zwischen uns und andern Menschen — eine Schlußart, deren wir um so weniger in moralischen Gegenständen überhoben seyn können, je mehr uns diese interessiren, und je natürlicher es ist, daß wir in dem, was wir als allgemein und nothwendig bey allen Menschen voraussetzen, uns an die Stelle der andern denken, und die Erscheinungen, die wir in uns selbst wahrnehmen, zur Entzifferung der verborgenen Charakterzüge bey andern gebrauchen. Nach dieser nothwendigen Analogie sehen wir in jedem Menschen, der Zwecke zeigt, und seine Zwecke verändert, Vernunft und Freyheit des Handelns. Denn wir wissen von uns, daß dieses menschliche Handeln schlechterdings eine Wirkung der Vernunft und der Freyheit ist. Sonach sind wir von dem Daseyn dieser Vermögen in andern so fest und noch fester überzeugt, als z. B. von der Wirkung der organischen Kraft in dem wachsenden Baume u. s. w.

Diese Ueberzeugung leidet so wenig Zweifel als die von dem Bewußtseyn unsrer eigenen Denkkraft. Wenn man von dem metaphysischen Egoisten erzählt, der nirgends außer sich kein vernünftiges Wesen anerkennt, und jedes menschliche Angesicht für einen ich weiß nicht welchen Zauberschein ohne selbstständigen Geist, ansieht: würden Sie da zu Widerlegungen sich herablassen, oder über die Unvernunft die Achsel zucken?

Sonach macht die gesunde Logik eines jeden bey der Beurtheilung andrer immer den nothwendigen Vernunftschluß: Diese Handlung unter diesen Bedingungen — in dieser Form, Besonnenheit, Beschaffenheit der Kenntniße, Grundsätze, Gefühle, Fähigkeiten, Bildung u. s. w. u. s. w. — unternommen, würde bey mir das Product einer solchen Triebfeder seyn; nun ist jene Handlung so unternommen: also würde sie bey mir ꝛc. Wenn der andre ein solches Wesen ist, wie ich, d. h. den allgemeinen Charakter der Menschheit an sich trägt — schließe ich weiter — so ist bey ihm alles, wie bey mir, wenn ich vollkom-

kommen in seiner Stelle wäre; nun muß ich ihn aber für ein menschliches Wesen halten: also hat es mit seiner Handlung diese oder jene Bewandniß. Folglich halte ich sie für gut oder böse, je nachdem sie es bey mir, mich völlig in seine Stelle gedacht, seyn würde. Auf diese Art schließt jeder auf die Moralität der Handlungen andrer.

Freylich ist diese Schlußart immer hypothetisch, weil die Umstände und Bedingungen, worunter sie unternommen wurde, mir auf das genaueste bekannt seyn müßten, um eigentlich kategorisch darüber zu urtheilen, welches aber, wie wir bald näher besprechen werden, unmöglich ist. Aber soviel ist doch ausgemacht, daß wir berechtigt und verpflichtet sind, moralische Triebfedern überhaupt in den Handlungen anderer Menschen vorauszusetzen, und insbesondre da gute Triebfedern als wirksam zu denken, wo sie, uns ganz in ihre Stelle gedacht, solche Wirkungen hervorbringen. Wie sich in mir der moralischgute Charakter in den Handlungen darlegt, so äußert

er sich nach einer gewissen Analogie auch bey andern Menschen.

Auf diese Art sehen wir gute und böse Handlungen bey andern, aber freylich nur im erscheinenden Charakter, dessen übersinnlichen Grund wir der Beurtheilung des Allwissenden überlassen. Wir sehen etwas, das so seyn wird, wenn der Mensch moralischgut ist. Und dieses Analogen der innern sittlichen Güte ist es, was wir bey jedermann zu sehen wünschen und möglichst befördern sollen.

So hätten wir, l. Fr. denn diese vorläufigen abstracten Untersuchungen beendigt, wenn Sie anders keinen Zweifel mehr haben. Dieses sind wenigstens meine Ueberzeugungen, wodurch ich mein praktisches Geschäfte befestigt glaube. Es ist möglich, daß ich jenen Zweifel weniger gelöset, als vielmehr weiter hinausgeschoben habe. Allein ist nicht ein großer Theil unsers Wissens ein solches Weiterschieben? Genug, die Sache kam in praktischer Hinsicht zur Sprache, sie wurde aus praktischen Principien gelöset, und wir gehen nun unsern praktischen Gang fort. Sie werden

den auch nicht nöthig haben, Ihre Zöglinge und Zuhörer mit diesen Speculationen zu unterhalten. Wir sahen ja, daß in dem gesunden natürlichen Gefühle sich gerade das vereinigt, was die Beförderung des Reiches der Sittlichkeit auf Erden erfordert. Wofür die darauf gegründete Urtheile verwirren? Davon sind Sie, warmer junger Mann, ohnehin kein Freund.

Freuen Sie sich lieber, daß wir jetzt ein so schönes Feld gewonnen haben. Jetzt wissen wir doch, daß wir in der Kenntniß und Bildung des menschlichen Herzens etwas thun können, jetzt kennen wir den Geist wenigstens, der uns bey diesem edlen Geschäfte glücklich leitet. Wollen Sie ihn noch näher kennen lernen? Lesen Sie in beyliegendem Buche (De la Chambar Anleitung zur Menschenkenntniß, übersetzt von K. Chr. E. Schmid) die Einleitung von dem Uebersetzer. Sie finden sie vielleicht allzukurz, aber gewiß sehr reichhaltig um ein neues Feld der Wahrheit zu bearbeiten. Ohne daß ich es Ihnen nun zu sagen brauche, werden Sie sehen, wer mir

den Geist, der uns hier leiten soll, zeigte, und werden mit mir dem trefflichen Manne für jene Entdeckungen danken. Nächstens mehr darüber, wenn Sie zufrieden sind mit Ihrem ꝛc.

Siebenter Brief.

Ich glaube es Ihnen, Freund, daß „nun alles, was Sie über Beurtheilung der Menschen gedacht haben, und denken wollten, Ihnen in einem hellen Lichte vor der Seele steht" nachdem Sie das, was ich meinem letzteren Briefe beylegte, gelesen haben. Ich wünschte, es wäre jedermann mit diesem gewiß nicht unwichtigen Gegenstande im Reinen. Denn der strenge Moralist, welcher uns das Beurtheilen andrer verbieten wollte, müßte in demselben Augenblicke gegen sein Gesetz sündigen, als er es von uns nicht befolgt sähe; zu geschweigen, daß er sich dadurch schlechterdings außer Stand setzt, Vorschriften zur Erziehung und Veredlung zu ertheilen. Diese setzen ja bekanntlich Menschenkenntniß vor-

voraus, und wie ist diese ohne scharfe Beurtheilung des Menschen möglich? Dagegen ein bestimmtes Urtheil über die Moralität des Charakters auszusprechen, wäre eine nicht zu entschuldigende Vermessenheit. Nur der Allwissende kann selig sprechen und verdammen. „Richtet nicht!" — jeder von uns erkennet dieses Gebot an. Sollen wir denn nun über keinen Menschen urtheilen? Aber dessen können und dürfen wir schon vermöge unsers Berufs nicht überhoben seyn. Sollen wir also alle Menschen für gut ausgeben? Das hieße soviel als einem das Reden erlauben und doch den Mund verstopfen. Nicht einmal daran zu gedenken, daß eben dadurch der gefährlichste Indifferentismus, und jede Art von Betrug, Verstellung und Bosheit einen allgemeinen Freybrief erhielte. Wirklich lehrt die Erfahrung, daß das sogenannte Räsonniren in Gesellschaften den großen Vortheil hat, Frivolität und Gleichgültigkeit gegen Tugend oder Laster noch entfernt zu halten.

Die ganze Sache löset sich vortrefflich durch jene Grundsätze, die Ihnen so gefallen. Wir kön-

können und dürfen nie den intelligibeln, d. h. den eigentlichen moralischen Charakter des Menschen beurtheilen. Wir sehen nur den erscheinenden, und dieser ist es, den wir ausforschen können und sollen. Darum sollten wir eigentlich sagen: der Mensch erscheint (nicht: scheint) uns gut, jener erscheint uns böse. Nach unserm Sprachgebrauche verstehen wir aber das darunter, wenn wir sagen: er ist gut. rc. Der Zusatz: so weit wir urtheilen können, und sein Inneres müssen wir dem Gerichte Gottes überlassen; bleibt dabey in Gedanken. Dieser gewöhnliche Ausdruck: er ist rc. hat den Vortheil, daß er uns vor dem Irrthum verwahrt, als urtheile man nach dem Scheine oder ließe sich betrügen. Zwischen Schein und Erscheinung ist nemlich der große Unterschied, wie zwischen Trug und Wirklichkeit. Der Mond scheint mir als eine glänzende Scheibe dort über dem Dache zu stehen, aber er ist, wie ich wohl weiß, ein großer Körper viele Erddiameter von mir entfernt an seinem bestimmten Orte unter den übrigen Weltkörpern. Nichts destoweniger ist er eine Er-

schei-

scheinung in der Reihe der sinnlich wahrgenommenen und wahrnehmbaren Dinge. Er wird nicht bloß von dem Menschen als existirend gedacht, wie etwa ein von allem Körperlichen enthůlleter Geist, sondern er kann angeschaut und zwar im Raume wahrgenommen werden. So werden auch die Triebfedern der Handlungen wahrgenommen, als Verändrungen in der Zeit, worin sie entstestehen und zur Wirksamkeit kommen. Bemerke ich nun auch die wahre Triebfeder, so ist sie doch immer eine entstandne Veränderung in der Seele des Menschen, mithin Erscheinung; aber sie ist wirklich vorhanden, und mein Urtheil ist nicht falsch. Mein Zögling ist sehr folgsam gegen mich, man sollte denken, Liebe zu mir oder zu seiner Pflicht sey die Triebfeder. Aber es findet sich, daß er es thut um gelobt, und bey der nächsten Gelegenheit öffentlich herausgestrichen zu werden. Seine Liebe zu mir ist also — wenigstens großentheils — Schein. Eigenliebe und Ehrgeitz sind die wahren Triebfedern seiner Folgsamkeit. Auf solche Art scheint mancher

gut oder böse, und ist wirklich das Gegentheil. Er ist es wirklich in unserm gegründeten Urtheile, heißt aber darum doch nichts mehr, als er ist es nach seinem Charakter, sofern dieser von Menschen wahrgenommen und ausgeforscht werden kann; was er nach seinem inneren, intelligibeln Charakter sey, lasse ich ganz dahin gestellt seyn.

Unsre Urtheile über einen Menschen gelten also nur seinem erscheinenden Charakter, und sie sind richtig, wenn sie durch keinen Schein verleitet, diesem auf den Grund sehen, wenn sie folglich die Veråndrungen in der Seele des Menschen so weit verfolgen, daß sie die denselben zum Grunde liegende Ursache auffinden. Denn etwas ist immer bleibend und beharrlich in der erscheinenden Handlungsweise des Menschen, und unterscheidet diese zugleich von der Handlungsweise eines jeden andern. Das ist es, was wir seinen erscheinenden Charakter nennen. Er kann auch der physische heißen, weil er in einem Zusammenhange mit der Sinnenwelt stehet, Veråndrungen darin hervorbringt, und von dem

Einfluße der Verändrungen darin hervorgebracht wird. Er ist unterworfen den Gesetzen des Entstehens, Vergehens, der Verändrung; er hängt ab theils von der Beschaffenheit des Körpers, z. B. Organisation, Lebenskraft, Temperament, Complexion, theils von den ursprünglichen Kräften und Fähigkeiten der Seele, welches alles wieder in vorhergehenden Umständen z. B. in den Eltern seinen Grund hat; er wird gebildet von den Dingen um ihn her, z. B. Sinneindrücken, Situationen, Menschen u. d. mehr. Dieser ist es, welchen der aufmerksame Beobachter mit den Regeln der Psychologie oder Anthropologie und mit Erfahrungen ausgerüstet, allerdings so gut ausforschen kann, wie man überhaupt eine Naturkraft aus ihrer Wirkungsweise erkennt. Und um diesen ist es uns auch zu thun. Wie andre Menschen vor dem göttlichen Gerichte bestehn, das geht uns nichts weiter an, als daß wir wünschen und hoffen, es möge jeder in das Reich der Guten kommen. Daß aber die Menschen auch in der Erscheinung einen guten Charakter darstellen,

dahin

dahin geht nicht bloß unser Wunsch, sondern auch unsre ernstliche Bemühung. Auf den physischen Charakter können und sollen wir wirken. Aber eben darum müssen wir ihn beurtheilen und kennen.

Insoferne wird also Kenntniß und Beurtheilung des menschlichen Herzens überhaupt und des einzelnen Menschen insbesondre von uns gefordert. Nicht um zu verdammen, nicht um andre zu verkleinern; sondern wir wollen selbst ein Beyspiel der Sittlichkeit, in den Menschen um uns her, sie hervorglänzen machen. Suchen wir Fehler auf, so geschieht es um den Charakter richtig aufzufassen, und sie dann wo möglich zu vermindern. Finden wir Gutes, so forschten wir es eben so unpartheyisch aus. Tugenden und Fehler suchen wir richtig bey andern zu sehen, um in ihnen Menschenwürde zu befördern. Der Menschenforscher, wie er seyn soll, sucht mit dem Blicke der Wahrheit die geheimsten Falten in seinem Herzen, und in dem Herzen eines jeden, worauf er wirken kann auf; Achtung für sittliche Würde, belebt ihn dabey, und durch ihn be-

lebt dieser Geist allmählig die Menschen um ihn her. Entfernt von kleinlicher Aengstlichkeit in seinem Beurtheilungsgeschäfte, ehrt er die Menschheit mehr durch wirkliche Verbesserung der Fehler, als durch allzu nachgiebiges Uebersehn oder durch den bequemen Wahn, schon ihre Würde befördert zu haben, wenn er sie nur für verbessert ausgiebt.

Nach einer solchen Kenntniß des Menschen lassen Sie uns streben. Die Regeln der Beurtheilung werden wir noch besonders durchdenken, wenn wir erst die verschiedenen Arten, wie wir bey andern die Moralität in der Erscheinung darstellen können, untersucht haben. Hierzu bedarf aber erst eines Briefes, wie Sie sie zu schreiben gewohnt sind, Ihr ꝛc.

Achter Brief.

Ihr letzteres fand mich bey meinen Bäumen. Ich vergaß das Einimpfen, dachte aber desto mehr an den Garten Gottes und die Veredlung der Menschen. Die edle Freude über dieses Geschäfte, welche aus Ihrem Briefe sprach, begeisterte mich aufs neue. Wir wissen ja, daß unsre Arbeit nicht vergeblich ist. Lassen Sie uns nun weiter forschen, um auch glücklich zu arbeiten.

Wir haben demnach die Menschen zu behandeln, daß sie als Bürger des Reichs Gottes erscheinen. So verschieden auch die Subjecte sind, so ist doch darin die Behandlung jederzeit dieselbe, daß wir keines Rechte kränken, und überall gute Gesinnungen erwecken. Diese müssen aber auch wirklich gut, und

nicht etwa scheinbar seyn. Nicht bloß äußere Gesetzmäßigkeit, nicht bloße Brauchbarkeit zu den Zwecken andrer Menschen, nicht bloß gute Sitten sollen es seyn, was wir bey andern hervorbringen: sondern daß Güte den Charakter belebe, darauf wollen wir bey ihm hinarbeiten. Der Geist dieser Güte ist Freyheit, Selbstbestimmung nach dem Sittengesetze; wo er erscheint, kann er also nur durch Freyheit erscheinen. Ihn hervorrufen heißt demnach nichts anders, als den Menschen so behandeln, daß er sich selbst zu Befolgung seiner Pflichten aus reinem sittlichen Bewegungrunde bestimmen, zu dieser Selbstbestimmung sich gewöhnen, und so in der Tugend üben möge.

Aber hierin werden wir doch verschieden verfahren müssen, je nachdem die zu behandelnden Subjecte verschieden sind. Wir können diese füglich in folgende Klassen bringen: 1) solche, in welchen sich noch gar kein moralischer Charakter darlegt; 2) solche, welche schon einen guten, und 3) solche, die einen bösen Charakter beweisen. Die erstere Klasse be-

bedarf noch der Entwicklung der moralischen Kräfte, die zweyte der Uebung, und die dritte der Umändrung.

Hieraus ergeben sich überhaupt drey Arten der Menschenbehandlung, um die Moralität darzustellen: sittliche Erziehung; Veredlung; Verbesserung. Sprechen wir vor dem Volke davon, so können wir uns besonders für die beyden letzteren Arten des biblischen Worts Erbauung und der dahin gehörigen Stellen bedienen. Drey wichtige Kapitel! Jedes ein eignes großes Studium! Bestimmen wir vorläufig diese drey Begriffe.

Ich erziehe meine Bäume, meine Vögel, meine Kinder. Denn alle diese haben Jugend oder Aufknospen der Anlagen mit einander gemein, und ich veranstalte dasjenige, was die Entwicklung ihrer Kräfte befördert. Diese absichtliche Veranstaltung ist es, was wir unter Erziehung, im weiteren Sinne des Worts, aber doch gewöhnlich nur von Menschenerziehung, verstehen. Wir können den Begriff in seinem weitesten Sinne dahin ausdehnen, daß Erziehung das Zusammenwirken aller der-

jenigen Ursachen andeutet, welche die Entwicklung der Naturanlagen befördert. Der Sprachgebrauch meynt zwar nur jene absichtliche Veranstaltung (von Menschen, oder von der Gottheit z. B. Erziehung der Kinder, Erziehung des Menschengeschlechts): aber diejenigen, welche der Erziehung alles zuschreiben, nehmen doch alsdann das Wort in seiner weitesten Bedeutung.

Die Erziehung des Menschen geht demnach überhaupt auf die Entwicklung aller seiner Kräfte, wie sie der Menschheit am angemessensten ist. Das ist sie aber nur alsdann, wenn sie alle der sittlichen Kraft untergeordnet werden; nur unter der Bedingung, daß der Mensch sittlich gut sey, kann er ein vollkommener Mensch seyn, welcher alle seine Leibes- und Seelenkräfte gehörig gebraucht.

Wenn wir also den Menschen erziehen wollen, so dürfen wir es nicht anders, als daß seine sittliche Vernunft ihn ganz beherrschen könne; und wir sind verbunden, dieses Geschäfte, so wie alles was wir thun, dem sittlichen Zwecke zu unterwerfen.

Aber

Aber ich sage: wenn ꝛc. Denn ob wir es thun, ist insofern eben so beliebig, wie das Anlegen einer Baumschule. Wir sehen hieraus noch nicht ab, was die Erziehungskunst vor andern Künsten für Vorzüge habe.

Allein wir haben uns nun schon in unsern vorigen Briefen darüber verständiget, daß es Pflicht sey für jeden Menschen, die Moralität in der Erscheinung darzustellen. Nun ist aber die Erziehung eine Art, wie dieses geschieht: also ist es allgemeine Menschenpflicht, die Menschen zu erziehen. Ja noch mehr: das Erziehungsgeschäfte ist so viel wichtiger als die beyden andern angegebnen Behandlungsarten, weil von ihm die Darstellung des moralischguten Charakters aus bekannten Gründen am meisten abhängt. Da nun die sittliche Erziehung die absichtliche Veranstaltung ist, wodurch die Entwicklung des sittlichguten Charakters befördert wird, so ist sittliche Erziehung nothwendige Pflicht derer, denen Gott dazu Kraft und Gelegenheit gab.

Die Erziehung zu andern Zwecken scheint nun beliebig und nur insofern durch Pflicht be-

bestimmt zu seyn, als sie jenem Entzwecke der Menschheit nicht zuwiderlaufen darf. Bedenken wir aber, daß sittliche Bildung die Bildung des Verstandes, und diese die harmonische Entwicklung aller Seelenkräfte voraussetzt, bedenken wir, daß die Güte des Menschen so viel möglich wirksam seyn soll, und es dann am meisten seyn kann, wenn ihr Werkzeug der Leib sowohl als die Seele den höchsten Grad von Vollkommenheit haben: so sehen wir ein, daß die sittliche Erziehung zur vollkommensten Ausbildung des ganzen Menschen berechtigt und verpflichtet. Jene ist ohne diese unmöglich. Ihr Zögling zeigt z. B. ein Künstlertalent; es fragt sich, ob es soll ausgebildet werden. Sein Vater will es nicht haben, weil er aus Gründen behauptet, daß seines Sohnes Glück dadurch gehindert werde. Erziehen Sie ihn nun bloß zum künftigen Glück in der Welt, so werden Sie dem Vater vielleicht nicht widersprechen. Aber Sie haben Ihrem Geschäfte einen edleren Zweck angewiesen, und daher machen Sie dem Vater die Vorstellung, daß ein guter Mensch,

wozu doch das Kind gewiß bestimmt sey, den möglichsten Grad von Geschicklichkeit haben müsse, um seine Güte recht wirksam werden zu lassen, und daß man daher verpflichtet sey, die vorzüglichen Anlagen, welche die Vorsehung dem Kinde gegeben habe, auch vorzüglich auszubilden. Hiergegen würde selbst der Vater nichts einwenden können, welcher den Grundsatz hat, der Dummkopf und der Stumpfsinnige sey der glücklichste Mensch; der Beste ist er nie.

Die Erziehung wird auf alle diejenigen angewandt, deren Anlagen noch unentwickelt sind, aber noch entwickelt werden können. Besonders der sittlichen Erziehung bedürfen diejenigen, welche entweder noch ganz ohne Moralität sind, oder noch nicht denjenigen Grad der Vernunft erlangt haben, welcher zur Darlegung eines moralischen — guten oder bösen — Charakters erfordert wird. Daher sind alle Kinder, jugendliche Personen, Blödsinnige und rohe Naturmenschen Gegenstände, woran die Erziehung ihr Glück versuchen soll. Vernachläßigung derselben ist

Versündigung an der Menschheit. Man streitet darüber, ob solche Personen auch vor menschlichen Gerichten das Recht haben, Erziehung zu fordern. Mir scheint sich aber die Frage allerdings bejahend aus dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft zu entscheiden. Denn diese verlangt, daß jedes ihrer Mitglieder doch wenigstens ein den Gesetzen gemäßlebender Mensch sey, und daß jede Störung des gemeinen oder Privat-Bestens möglichst verhütet werde. Dieses kann sie aber nur durch Erziehung der künftigen Bürger verhüten, wenn sie auch jenes, welches am sichersten durch Erziehung zum sittlich-guten Menschen bewirkt wird, nicht bewirken wollte. Unterläßt sie es ganz dafür zu sorgen, so vereinigt sie Lieblosigkeit mit Ungerechtigkeit. Die Kinder und solche, die ihnen ähnlich sind, haben sich daher über Unrecht zu beklagen, wenn niemand für ihre sittliche Erziehung sorgt. Von denjenigen aber, welche ihnen das Daseyn geben, soll der Staat die Ausübung der Erziehungspflichten am ersten fordern, weil er verlangen kann,

daß

daß niemand einen Störer der menschlichen Zwecke einführe, welches ein jeder böser Mensch seyn würde. So weit ist es also Zwangspflicht (Pflicht, auf deren Erfüllung der Staat sehen muß) daß durch die Erziehung der böse Charakter verhütet werde. Diese Pflicht geht mithin nur auf das Negative; aber positiv verlangt die allgemeine Menschenpflicht die Erziehung zum guten Menschen. Eltern, welche ihre Kinder verwildern lassen, sind dafür der Obrigkeit verantwortlich; Eltern dagegen, welche zwar keine bösen aber auch keine guten Menschen bilden, müssen nur vor Gott darüber Rechenschaft ablegen.

Wenn die Anlagen des Menschen so entwickelt sind, daß er den vollkommnen Gebrauch seiner Vernunft besitzt, und einen bestimmten moralischen Charakter schon angenommen hat, so kann er nicht mehr erzogen werden. Weitere Ausbildung findet aber immer noch statt. Ist sein Charakter gut, so soll er immer noch besser und vollkommner, ist er böse, so soll er umgeändert und gut gemacht werden. „Wie aber mit charakterlosen Menschen,

die

die sich nicht mehr durch die Erziehung behandeln lassen? fragen Sie. Ich antworte: diese gehören unter die Bösen; auch Charakterlosigkeit ist ein Charakter, und zwar derjenige, welcher nicht nach Grundsätzen, sondern nach dem abwechselnden Spiele seiner Neigungen handelt. Wankelmüthigkeit und leidentliches Hingeben ist der Charakter desjenigen, den man, wiewohl mit einem uneigentlichen Ausdrucke, charakterlos nennt. Doch hiervon in der Folge mehr, wenn von Kenntniß des Menschen die Rede seyn wird.

Die sittliche Behandlung des guten Menschen nennen wir Veredlung, um sie von der Besserung, worunter der Sprachgebrauch die Behandlung verdorbner Menschen versteht, zu unterscheiden.

Diese letztere ist die moralische Arzneykunde, die Veredlung die moralische Diätetik. Schon hieraus ist es klar, daß der, welcher andere vervollkommnen, ihre Kräfte weiter ausbilden, ihren Charakter noch mehr erhöhen will, sie als gesund behandeln, d. h. ihnen dabey den Gebrauch ihrer Rechte und Freyheit vollkom-

men

kommen lassen müsse. Sie veredeln Ihren Freund nur dadurch, wenn er von Ihnen aufmerksam gemacht, oder von Ihren Gründen überzeugt, durch Sie in Lagen versetzt wird, welche seine edlen Vorsätze hervorheben, und seine sittliche Kraft in der Selbstthätigkeit üben, und wenn er sich durch Ihr schönes Beyspiel zur höheren Stufe der Sittlichkeit hinaufgezogen fühlt. Daher findet sich z. B. der Studirende beleidigt, wenn man ihm seine akademische Freyheit durch eine schulmäßige Behandlung einschränkt, da man ihn doch vorher als erzogen und zum guten Menschen heran gereift ansah, wenn man anders jeden, der sich in das Buch der akademischen Bürger einschreibt, dafür ansehen durfte. Wenigstens stehen nicht alle vor und nach Ihnen, mein Lieber, mit demselben Rechte darin, womit Sie Sich vor 3 Jahren einschrieben. Dafür ist auch mancher an jenem Orte der Veredlung vielmehr zum Verbesserungshause reif geworden. Eine Warnung für uns, niemanden etwa aus unzeitiger Güte als moralisch gesund zu behandeln, bis uns

sei-

seine Handlungen von der Stärke und Festigkeit seiner guten Grundsätze überzeugen.

Solange wir diese Ueberzeugung uns noch nicht verschaffen konnten, wissen wir den Menschen noch gar nicht zu behandeln. Entdecken wir dagegen böse Grundsätze, oder Mangel an guten, so haben wir einen Charakter vor uns, welcher der Sinnesändrung bedarf, und für uns tritt das Geschäfte seiner Verbesserung ein. Daß sie Pflicht sey, sahen wir daraus, weil wir die Moralität in der Erscheinung darstellen, den guten Charakter hervorheben und den bösen verdrängen sollen. Weil aber dabey die Rechte nicht leiden dürfen, und der, welcher schon erzogen oder mündig geworden ist, sich nicht mehr freywillig in eine mit Zwang verbundene Anstalt zu seiner Besserung begeben wird (denn alsdann wäre sein Inneres schon gebessert und bedürfte nur noch der Veredlung): so kann auch bey diesem Geschäfte nichts unternommen werden, was die äußerliche Freyheit beeinträchtigt; es sey denn, daß sein gesetzwidriges Betragen die Obrigkeit dazu nöthigte.

Um alles mögliche zum Entzwecke der Menschheit zu thun, sollte aber doch der Staat für Verbeßerungshäuser und dergleichen Anstalten sorgen, um theils diejenigen, welche sich durch schlechtes Betragen ihrer äußerlichen Freyheit verlustig gemacht, theils diejenigen, welche bey bürgerlichem Wohlverhalten doch einen verdorbnen Charakter zeigen, wo möglich und sofern es ohne Verletzung der Rechte geschehen kann, wieder auf den rechten Weg zu bringen. Eine weitere Auseinandersetzung des weisen Verfahrens für den Seelenarzt, so wie auch für den Erzieher und Veredler der Menschen, müssen wir unserm künftigen Briefwechsel aufbehalten. Jetzt nur noch das, daß ich hier von dem Charakter im Allgemeinen spreche, und ihn entweder als gut, oder als böse ansehe. Die nähere Bestimmung darüber, welcher denn für das eine oder das andre anzusehen sey, ist in der Lehre von der Beurtheilung des Menschen, welche uns zugleich zeigt, daß in der Erscheinung viele gemischte Charaktere, und kein ganz guter, ohne Fehler, die der Ausbesserung bedürften, so

wie

wie kein ganz verdorbner, bey welchem sich gar nichts Gutes vorfinde, sich unsrer Behandlung darbieten.

Nächstens also mehreres zur Beurtheilung der Charaktere. Denken Sie einstweilen nach Anleitung der überschickten Abhandlung von Schmid darüber nach. L. S. w.

Neun=

Neunter Brief.

Jeder Mensch hat einen Charakter. Diesen Satz, l. Fr. nehmen wir als bekannt an, wenn wir einen Menschen beurtheilen. Denn wir wollen ja alsdann den Grund seines Verhaltens, oder dasjenige, was seiner Handlungsweise eigen ist, ausmitteln und würdigen. Nun ist es keinem Zweifel unterworfen, daß jeder Mensch als moralisches Wesen entweder gut oder böse sey, je nachdem er sich selbst bestimmt, das höchste Gesetz zu achten, oder nicht zu achten. Denn handelt er so, wie er es für recht erkennt, so ist er gut: handelt er dem zuwider, was er als recht einsieht, oder bekümmert er sich überhaupt nicht um das Rechthandeln, so ist er böse. Nach der inneren Natur giebt es also keinen

gemischten Charakter; in Rücksicht der eigentlichen Moralität, sind wir also Dualisten. Nur der Allwissende kann aber nach diesem die Menschen scheiden; unter den Menschen kann dagegen jeder nur von sich selbst wissen, ob er unter die Guten oder die Bösen gehöre, ohne sich jedoch seinen Grad, und in Verhältniß der andern seinen Rang bestimmen zu können. — Diese Lehre gehört allerdings unter die populär-praktischen, weil sie mit der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Allwissenheit Gottes, so wie mit den Forderungen des Gewissens aufs engste verbunden ist. Den vortrefflichen Text hierzu Röm. 2, 6. kennen Sie schon.

Indessen gilt es uns hier um den erscheinenden Charakter (S. 7. Br.), und hiervon behaupten wir sogar, daß jeder Mensch einen eignen von den andern verschiedenen habe. Jeder handelt nemlich, und in seiner Handlungsweise ist manches bleibend, manches veränderlich; sollte alles veränderlich seyn, so wäre Veränderlichkeit das Beharrliche seines Charakters. Da er nun als Sinnenwesen

von

von andern Dingen abhängt, da jeder in Absicht der Zeit und des Orts in einem besondern Verhältniße zu der Welt steht, da keiner unter völlig denselben Ursachen, welche auf die Hervorbringung, Entwicklung und Bildung der Kräfte Einfluß haben, gebohren wird und aufwächst, da es nicht einmal zwey Menschen von völlig gleichem Körper giebt noch geben kann, und da die Seele, durch die eigne Beschaffenheit des Körpers, auch eigne Modificationen erhält: so ist es klar, daß es unter den Billionen Menschen, die auf der Erde waren, sind, und seyn werden, so wenig zwey völlig gleiche Charaktere gebe, als sich unter der unendlichen Menge des Laubes zwey völlig gleiche Blätter entfalten. Also in der erscheinenden Menschheit unendliche Mannigfaltigkeit der Charaktere! Hier behaupten wir einen Pluralismus, der uns in den Nachforschungen leiten soll. Der vollkommen gute Charakter, wozu sich ein Mensch nur erheben kann, und der böseste, dessen die Menschheit nur fähig ist, sind die zwey Endpunkte, zwischen welchen das Gute und Böse

des erscheinenden moralischen Wesens sich durch unendlich viele Abstufungen vermischt. Wer nun in Versuchung käme, sich für besser zu halten, als viele Tausende sind, der denke nur, daß es noch Millionen bessere geben kann, und wird, als er ist; er demüthige sich vor dem Ideale der Menschheit. Dagegen würde ich dem, der sich für den verworfensten ansehn wollte, bemerkbar machen, daß es noch tiefere Stufen des Verderbens giebt. Nur niederträchtiger Stolz schlägt den Blick immer abwärts auf die Schlechteren; stolze Niederträchtigkeit ist dagegen zu muthlos, um jenes Selbstgefühl zu erwecken, welches aus dem Nachstreben nach dem herrlichen Ideale entsteht.

Lassen Sie uns die Grundzüge der beyden äußersten Charaktere auffassen. Vor allen Dingen wollen wir uns den Grundriß des vollkommenen Charakters entwerfen, desjenigen, worin die sittliche Güte im reinsten Gewande erscheint. Denn da sie, die an sich überirrdisch und unsichtbar ist, doch in ihren Symbole, in der sichtbaren Welt unter den

ver-

vernünftigen Erdenbewohnern soll dargestellt werden, so muß sie auch hier erscheinen können, und ihre Erscheinung muß sich durch unverkennbare Züge ankündigen. Aber welches sind diese Züge?

Lesen wir in unsrer moralischen Natur; hier werden sie uns offenbart. Sie sagt mir, daß die nothwendige Bedingung des moralischen Handelns, Freyheit, und die des moralischguten Handelns, freye Selbstbestimmung aus Achtung für das Sittengesetz sey. Zeigt uns nun jemand eine Handlungsweise, welche nur durch solche Bedingungen erklärt werden kann, so zeigt er uns in der Erscheinung sittliche Güte. Sehen wir z. B. alle seine Handlungen von Liebe gegen Gott und gegen die Menschen beseelt, so forschen wir, ob diese Liebe selbst gewählt, und wenn sie das ist, ob sie aus einem selbstsüchtigen Triebe hervorgebracht worden. Finden wir sie nun aber nicht aus diesem Grunde, sondern aus Einsicht in die Pflichten und aus dem Triebe des Gewissens gewählt, welches man aus dem Verhalten des Menschen in mannigfal-

tigen Situationen, besonders in solchen, wo jene Liebe schwere Opfer der Selbstsucht verlangt, erkennet: so schliessen wir auf einen Charakter von einer sittlichen Güte. Allein nochmals bemerke ich, daß wir nur immer von dem erscheinenden Charakter sprechen, dabey aber feyerlich den inneren, aus einem Grunde, worüber wir ein andres Mal sprechen werden, ebenfalls für gut halten.

Ehe ich weiter gehe, muß ich Ihnen einen Einwurf beantworten, den ich vorhin schon im Geiste hörte. „Wie kann die Freyheit „erscheinen? Sie in der Reihe der Erscheinun„gen auftreten lassen, heißt das nicht, sie „selbst von andern Dingen abhängig machen, „oder vielmehr aufheben?" —

Dieser Einwurf würde gegründet seyn, wenn ihn nicht die Unbestimmtheit des Worts und selbst des Begriffs Freyheit veranlaßte. Die innere oder eigentliche Freyheit kann aber hier keineswegs gemeynt seyn, da sie allerdings nicht in die Veränderungen der menschlichen Seele verflochten werden darf; sie wird nicht wahrgenommen, sondern nur ge-

gedacht. Wir reden hier vielmehr von ihrem Analogon, welches wir in dem erscheinenden Menschen bemerken, und das der gemeine Sprachgebrauch, welcher in seinen Ausdrücken das Intelligible und Erscheinende unsrer moralischen Natur zusammenfließen läßt, so wie selbst mehrere Philosophen, nicht von der über alles Sinnliche erhabnen Freyheit unterscheidet. Es ist nemlich das Vermögen sich selbst nach Vorstellungen zum Handeln zu bestimmen, so wie wir es bey dem besonnenen Menschen bemerken. Dieses Vermögen ist, so wie jedes Vermögen seiner Seele, eine Wirkung vorhergehender Ursachen; es entsteht mit dem Aufblühen der Vernunft, und so wie diese, als Erscheinung in der menschlichen Seele betrachtet, allmählig hervorkommt, daß man ihren Anfang nirgends erkennet: so läßt sich auch nirgends ein erster Akt dieses Vermögens, oder der erscheinenden Freyheit, aufzeigen. Ihr Anfang in dem Zustande der Kindheit verliert sich in ein Dunkel, welches verhindert, daß sie nicht in einen Mechanismus der Naturkräfte aufgelöset werden

 kann;

kann; ein Dunkel, worin die Grenzen der sinnlichen und übersinnlichen Welt verfließen, deren Vereinigung sich dann in unserm Bewußtseyn offenbaret. Nur das philosophiren wir — der gemeine Menschenverstand bleibt bey jeder solchen Unbegreiflichkeit ohne weiteres Nachdenken stehen — daß dieses erscheinende Vermögen der Freyheit, ihrem höheren Urbilde unbeschadet, durch bestimmte Ursachen welche schon in dem Embryo keimten, hervorgebracht worden. *)

Sie

*) Dergleichen Speculationen bedarf nothwendig die philosophirende Vernunft, aber auch **nur** sie, da der Volksunterricht nur die Gewissen dadurch verwirren würde; um denjenigen, der doch einmal zum Nachdenken über die ersten Gründe gewöhnt ist, nur von schädlichen Irrthümern (wie z. B. die des Determinismus) entfernt, und mit sich selbst im glücklichen Einverständnisse zu erhalten. Ich bin aus Erfahrung überzeugt, daß obige Bemerkungen, dergleichen die höchst interessante aber auch höchst schwierige Theorie von der moralischen Freyheit, noch weit mehrere und wohl auch glücklichere bedarf, diese gute Wirkung beweisen. — Sie setzten mich auch in den Stand, eine Stelle in den an den

wich=

Sie hören z. B. einen Menschen mit allen Beweisen der Besonnenheit ein Versprechen thun; er ist frey von äußerem Zwang, frey von Leidenschaften; er handelt nach gewissen Grundsätzen. Hier nehmen Sie keinen Anstand, ihm Freyheit in seiner Handlungsweise bey-

wichtigsten Winken so fruchtbaren Briefen über die ästhetische Erziehung, in den Horen (6. St. 20ter Br. 1795.) mir zu interpretiren. Es sey mir erlaubt, sie mit dieser Erklärung hierher zu setzen: „daß auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergiebt sich schon aus ihrem bloßen Begriffe (nemlich die Freyheit an sich als Noumenon betrachtet, oder inwiefern sie als der letzte Grund aller Handlungen und Maximen, welche in der Erscheinung vorkommen, gedacht wird, ohne sie jedoch selbst als Erscheinung zu denken), „daß aber die Freyheit selbst" (deren erscheinendes Vermögen ihr Analogon) „eine Wirkung der Natur, kein Werk des Menschen sey" (so wie überhaupt die Vermögen seiner Seele) daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem vorigen.

beyzulegen. Und woran erblicken Sie diese? Sie sehen die Wirksamkeit seiner Vernunft, und Ihr eignes Bewußtseyn sagt Ihnen, daß mit Wirksamkeit der Vernunft handeln, und frey handeln, einerley sey. Daher schreiben wir dem, dessen Vernunft durch Wahnsinn, starke Leidenschaft oder dergleichen zurückgehalten wird, nur insoferne Freyheit zu, als er vorher in dem Besitze der Vernunft sich diesen Zustand zugezogen hat. In dem Grade als wir jemanden nach Maximen handeln sehen, in dem Grade erscheint uns seine Freyheit. Damit widerstreiten wir aber keinesweges dem Menschenkenner, welcher uns die Entstehung der Maximen dieses Menschen erklären will. Wir nehmen es sogar mit Dank von ihm an, daß er uns die Kenntniß der vorhergehenden Zustände jenes Menschen, und der dadurch gebildeten Naturanlagen verschaft, woraus wir einsehen, warum er gerade diese und keine andre Maximen besitzt, und jetzt befolgt.

Doch wir lenken wieder ein, um den Zug aufzusuchen, worin die moralische Güte erscheint.

scheint. Freyheit muß sich dabey zeigen, um die herrschende Maxime, das Sittengesetz zu befolgen. Die Ergreifung dieser Maxime ist eigentlich das Sittlichgute in dem Menschen. Je selbstthätiger diese ist, je reiner von Nebenabsichten, je mächtiger und ausgebreiteter ihre Herrschaft: desto besser ist der Mensch; und je sicherer wir das alles an ihm bemerken, für desto besser müssen wir ihn halten. Da es sich nun durch die Wirksamkeit der Vernunft darlegt, und zwar durch eine solche Wirksamkeit, welche alle Gedanken und Gesinnungen, alles Thun und Lassen, den Grundsetzen unsrer vernünftigen Natur übereinstimmend zu machen sucht; diese Uebereinstimmung aber Wahrheit heißt: so erblicken Sie hier den Grundzug, wodurch sich die sittliche Güte überall und unzweydeutig kennbar macht, es ist Wahrheitsliebe.

Wahrheitsliebe besteht nemlich in dem Bestreben, unsre Vorstellungen mit den Gesetzen der Vernunft übereinstimmend zu machen. Ich verstehe diesen Begriff so, daß ich auch die Uebereinstimmung unsrer praktischen Vorstellun-

lungen mit der Vernunft darunter befasse. Demnach nenne ich nur denjenigen Menschen wahrheitsliebend, welcher es zu seinem höchsten Ziele macht, jene Gesetze im Denken und Handeln zu befolgen. Er liebt die Wahrheit um ihrer selbst willen, denn sonst wäre sie es nicht, was er liebt. Sie lieben, heißt aber nichts anders, als die Vernunft über alles achten, und zwar um so mehr achten, je reiner sie ist. (So entsteht unsre Verehrung gegen Gott, den Urquell des Lichts). Rein ist sie aber nur dann, wenn sie ganz nach ihren eigenthümlichen Gesetzen wirkt. Das höchste ihr wesentliche Gesetz ist ein Streben nach Totalität, oder eine Tendenz, Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit hervorzubringen. Bezieht sie sich auf Erkenntnisse, so drückt sie dieses Gesetz denselben auf; und hieraus entstehen die Gesetze der Logik; bezieht sie sich auf die Willensbestimmung, so äußert sich jene Tendenz durch ein Sollen; und so entsteht das moralische Gesetz für das Handeln. Hierin besteht eben die Heiligkeit des Sittengesetzes, daß sich in ihm die Vernunft, da sie

doch

doch einmal das Höchste ist, wozu Vernunft sich zu erheben vermag, in ihrer reinsten Erhabenheit offenbart.

Schon hieraus ist es klar, daß der Wahrheitsfreund tugendhaft ist, und der Tugendhafte wahrheitsliebend; hier wie da eine und dieselbe Wirksamkeit einer Kraft. Dabey ist auch das ausgemacht, daß das Nachdenken über Wahrheit selbst ein Handeln ist, und zwar ein als höchste Pflicht gebotenes Handeln. Denn das Sittengesetz dringt darauf, das zu thun, was recht ist; nun muß ich aber doch wissen, was recht ist: also ist mir vor allen Dingen geboten: „Bemühe dich überall um „richtige Erkenntniß“ — oder: „Strebe durch„aus nach Wahrheit.“ — Da nun derjenige nur sittlichgut handelt, welcher alles sein Thun und Lassen den Geboten der sittlichen Vernunft unterwirft: so ist es gewiß, daß er vor allen Dingen nach Wahrheit strebt. Wer aber dieses thut, der zeigt sich dadurch als einen unzweydeutigen Verehrer des Sittengesetzes, denn er huldigt den Gesetzen der Vernunft.

nunft. *) „Wer die Wahrheit thut, kommt an das Licht.“ Der Geist Gottes ist der Geist der Wahrheit.

Die Wahrheit lieben, das Licht lieben, das Gute lieben, sind also in dem Munde des Religionslehrers gleichbedeutende Ausdrücke, und werden von dem natürlichen Gefühl des Zuhörers nicht anders aufgenommen. Nie habe ich mich mehr durch die Worte des Evangelium begeistert gefühlt, und nie glaube ich tiefer mit denselben in die Herzen der Zu-

hö-

*) Daher ist es auch zu erklären, wie ein scharfsinniger Philosoph (Herr Maimon S. Berl. Monatsschr. 1795.) den Trieb nach Wahrheit für die moralische Triebfeder, oder beydes als gleichbedeutend ansehen konnte. Aber mit dem Trieb nach Erkenntniß ist er doch nicht so ganz einerley, da dieser von sinnlichen Beweggründen abhängen kann, und nur dann gut ist, wenn er durch die sittliche Vernunft geleitet wird; dieses ist aber alsdann erst der Fall, wenn er eine Folge von der Maxime ist: „ich will recht handeln, folglich auch recht denken.“

hörer eingedrungen zu seyn, als wenn ich ihnen die Rede Jesu Joh. 3, 19 : 21 vortrug.

Lassen Sie uns dieses noch von einer andern Seite ansehen, um selbst der Wahrheit aufs genaueste nachzuforschen. Die erste dringendeste Frage, die schon von dem gutartigen Kinde gethan wird: „was soll ich thun?" wird nie richtig beantwortet, wenn uns nicht reine Wahrheitsliebe dabey leitet. Denn in dem Falle wäre irgend eine Neigung im Spiele, und wir wissen, daß jedes, auch noch so leise Gefühl unserm Verstande leicht eine Richtung giebt, wodurch er sich verirret. Wir sind also in Gefahr zu irren, wenn wir nicht nach dem reinen Lichte der Wahrheit unsre Augen hinauf richten; und wer nicht überzeugt ist, daß ihn bloß dieses und kein Irrlicht, aus dem Boden der Sinnlichkeit erzeugt, führet, der wagt es, daß er unrecht handelt; wer aber das wagt, der sieht es nicht als etwas furchtbares an, gegen Pflicht zu handeln, und wer das nicht thut, der sieht nicht die Pflicht als das heiligste an, der huldigt noch nicht mit der tiefsten Achtung

dem

dem Sittengesetze. So ist also immer die Tugend eines Menschen, welcher sich von Gefühlen, seyen es auch gutartige, oder gar religiöse Gefühle, zu Erkenntnissen, besonders zu praktischen Grundsätzen leiten läßt, etwas sehr zweydeutiges. Stellen wir uns ein Beyspiel auf. Y ein anerkannt rechtschaffener Mann hat schon oft Beweise gegeben, daß ihn weder angenehme noch unangenehme Vorfälle von der Befolgung seiner Grundsätze abschrecken. Diese athmen durchaus Herzensgüte, Menschenliebe, Frömmigkeit. Sie brachten ihn schon um seine Güter, und mehrmals an den Rand eines schrecklichen Grabes. Körper und Geist wurden von Qualen bestürmt und gemartert; er blieb getrost dabey, und seine Heiterkeit siegte in dem Bewußtseyn, daß ihn Liebe in diese Lage gebracht habe, und diese Liebe vernünftig sey. Wirklich ist es auch nicht jene heroische Ruhmbegierde, welche schon manchmal solche Aufopfrungen hervorgebracht, die ihn stärkt; es ist bloß Liebe gegen Gott und die Menschen. Wir fragen nun: woher diese Liebe? Einige Thatsa-

sachen geben uns dabey einen Fingerzeig. Er beurtheilte einmal einen Mann, dessen Religionsglauben verdächtig schien, deßwegen mit einer gewissen Härte, und war nun geneigt, ihn für einen bösen Menschen zu halten, als er merkte, daß jener in manchen Religionslehren, worauf Y. doch viel hält, nicht mit ihm übereinstimmte. Auch weiß man, daß er schon manchmal um einen Leidenden zu helfen, die Pflichten der Gerechtigkeit hintansetzte, und dergleichen Grundsätze auch billigte. Recht sind sie doch nicht; wie kam denn nun dieser Mann dazu? Dachte er nicht darüber nach? Aber alsdann strengte er sich ja nicht genug an, um das auszumachen, was die Sittlichkeit fordert. Sein Bestreben um das Gute wäre also nicht ganz rein. Wirklich finden wir bey näherem Nachforschen, daß manche behagliche Gefühle ihn zu jenen Grundsätzen verleiteten, daß er nicht so ganz Meister über seine Sinnlichkeit war, um sich über sie zu erheben, und bloß nach reiner Wahrheit zu streben. Gleiche Gefühle bewirkten großentheils jene Gottes- und

Menschenliebe bey ihm. Schade, daß sie nicht reiner ist, da er sich bey allen dem vor vielen Menschen so vortrefflich auszeichnet. Seiner Tugend fehlt es demnach in dem Grade an Reinheit, als es ihm an Wahrheitsliebe fehlt. Er war nicht gewissenhaft. Gewissenhaftigkeit, oder das Bestreben nichts zu thun, wovon man nicht überzeugt ist, daß es nicht unrecht sey, kann ohne Wahrheitsliebe nicht bestehen, sie ist mit dieser eins und dasselbe. Vorurtheil, oder das Fürwahrhalten eines Satzes, welchen die gesunde, richtig geleitete Vernunft verwirft, beweiset immer irgend einen, sey es auch noch so geringen Grad von Gewissenlosigkeit. Die Prüfung der herrschenden Vorurtheile um den Antheil der Sinnlichkeit an jedem derselben auszumitteln, ist daher eine nicht unwichtige, aber freylich auch nicht leicht aufzulösende Aufgabe zur Kenntniß des menschlichen Herzens. *)

Wahr-

*) Wenn es wahr ist, daß Grundsätze erst die Natur des Vorurtheils annehmen müssen, wie der Verf. des geistvollen 2ten Briefs im 8ten St. der Horen 1795. sich ausdrückt: so wird

Wahrheitsliebe ist also der untrügliche Grundzug der sittlichen Güte. Sie ist gleich- sam

wird Vorurtheil mit persönlicher Meynung oder lebendiger Ueberzeugung als gleichbedeutend genommen. Und sonach könnte man auch sagen, die gute Maxime müsse erst die Natur eines Vorurtheils annehmen, wenn sie sich als eine Kraft beweisen solle. Aber sie würde doch weiter nichts mit dem Vorurtheil gemein haben, als diese lebendige Wirksamkeit. Dagegen unterscheidet sich das Bewußtseyn einer nach den Fordrungen der Vernunft achtsam eingerichteten Thätigkeit sehr scharf von jener Handlungsweise, welche auf Vorurtheilen beruht. Im ersteren Falle ist man seines Glaubens gewiß: im letzteren wagt man dabey, da man das über seinem geglaubten Satze schwebende Dunkel nicht enthüllen mag, da man so bequem ist, etwas für wahr zu halten, ohne doch davon ganz überzeugt zu seyn, da man seine eigne Handlungsweise nicht genug beurtheilt. Wenn das nicht Gewissenlosigkeit ist, so weiß ich nicht, was Gewissenlosigkeit seyn soll. Und gesteht man dem Vorurtheile, zu, daß es mit sittlicher Güte bestehen könne, so muß man das auch von dem Laster behaupten, denn immer ist dieselbe Gewissenlosigkeit im Spiele.

sam das Diplom, welches der Mensch in der Sinnenwelt darlegt, um sich als Bürger des unsichtbaren Reiches guter Geister zu rechtfertigen; durch sie verpflichtet er uns, ihn für einen Tugendhaften anzuerkennen.

Sie kennen den Fischer'schen Hymnus:

Wahrheit, Gottes Wahrheit dir
Huldigen wir.
Licht und Recht bezeichnet deine Pfade,
Heilige!
Herrliche!
Sanft, wie Gottes Gnade,
Hellst du auf der Menschen Blick,
Erst durch dich fühlt er sein ganzes Glück.
u. s. w.

Bey unsrer ersten Zusammenkunft wollen wir ihn im Chor wahrheitsliebender Freunde anstimmen. L. S. w.

Zehn-

Zehnter Brief.

Sie bemerken ganz richtig, daß große Vorsicht nöthig sey, um die ächte, reine Wahrheitsliebe von dem Schein, welchen der Hang des menschlichen Herzens sich für besser vorzulügen, als es ist, uns vorzaubern könnte, wohl zu unterscheiden. Es giebt ein gewisses Vergnügen, welches aus der Geistesthätigkeit bey dem Aufsuchen der Wahrheit entspringt; es giebt ein Beharren bey Vorurtheilen aus Trägheit, oder weil sie der Sinnlichkeit schmeicheln; es giebt ein Streben, Vorurtheile und verjährte Meynungen zu zerstören, weil das Neue reizt, oder weil man Geistesüberlegenheit darin zu fühlen und zu zeigen glaubt — alle diese und ähnliche Triebfedern weiß der

Kenner von der reinen Wahrheitsliebe, wovon hier die Rede ist, zu scheiden.

Wir kommen nun auf das Kennzeichen des bösen Charakters. Er muß gerade das Gegentheil von dem guten seyn, seine Handlungsweise der guten gerade entgegen gesetzt. Ein absolut böser Charakter würde also in einem Widerstreben gegen alle Wahrheit erscheinen. Ein absolut böser Mensch, wenn es anders einen solchen geben kann, würde der seyn, welcher allem was wahr, was recht, was gut ist, widerstrebte, um zu widerstreben. Den Fordrungen des Sittengesetzes würde er schlechterdings entgegen handeln wollen. Eine solche teuflische Bosheit übersteigt aber die menschliche Natur, welche sich doch immer der sittlichen Vernunft unterworfen erkennet; und wo sie dagegen handelt, es aus Anhänglichkeit an die sinnlichen Reize, nicht aus Feindschaft gegen das Gesetz thut. Gewiß gibt es keinen Menschen, der seine Freude daran hätte, schlechterdings böse zu seyn. Wir können es wohl im Vertrauen auf die unvertilgbare Güte unsrer moralischen Anlagen

als

als ausgemacht annehmen, daß jeder sich gerne als einen guten Menschen sehen möchte. Der höchste Grad von menschlicher Bosheit bestünde demnach in einem mit diesem Wunsche verknüpften Widerstreben gegen die Wahrheit. Der böseste Mensch ist also der, welcher sich selbst als gut vorlügt, und doch dem Sittengesetze zuwider handelt; er achtet nicht auf die heilige Stimme seines Gewissens, und sagt sich doch selbst, daß er darauf achte; er widerstrebt den Einsichten in das was recht und gut ist, und mag sich doch als einen Menschen von hoher Güte dünken; er haßt jeden, der ihm Fehler seines Herzens entdeckt, denn er will sich nur gut sehen — kurz er ist ein Lügner an sich selbst. Glaubt er dabey noch Gott oder die Menschen zu belügen, so nennt man ihn einen Heuchler. Doch ist es nicht die Folge, daß geheuchelte Frömmigkeit vor den Menschen gerade auf jene Heucheley des Herzens hindeute; denn das kann sich dabey doch vor sich selbst schuldig erkennen. Aber die Herzens-Heucheley ist wirklich der Grund von allem Bösen in dem Menschen. Sie verfälscht

das sittliche Gefühl und untergräbt die Moralität durchaus, indem sie der sinnlichen Triebfeder nicht nur folgt, sondern sie sogar für die sittliche ausgiebt; sie hindert alle Besserung; sie ist die Quelle der gröbsten Vorurtheile; sie macht, daß der Mensch das thut, was er als böse erkennt, indem er darum, weil er es thut, es gerechtfertigt hält, denn er rechtfertigt sich selbst in allen seinem Thun und Lassen. In ihr zeigt sich der höchste Grad von Gewissenlosigkeit, da sie es darauf hin wagt, daß sie wirklich die schwärzeste Bösheit decke, um sich nur des süßen Gefühls, welches der moralische Stolz erzeugt, nicht zu berauben. In ihr legt sich also der schlimmste Zug, dessen nur das menschliche Herz fähig ist, dar.

Merkwürdig sind uns Lehrern des Volks daher die nachdrücklichen Reden Jesu gegen dieses Grundlaster. In den stärksten Ausdrücken sagt er, daß es dem Geiste der Wahrheit widerstrebe, und daß solche lügenhaften Herzen sich dem Teufel näherten. Und in der That bedarf es solcher starken Ausdrücke

um

um solche unzugängliche Herzen zu erschüttern.

Zwar könnte es scheinen, als ob boshafte Schadenfreude die tiefste Stufe des Verderbens sey. Wie kann ein Charakter sich abscheulicher zeigen, als z. B. der jenes Räubers, welcher auf dem Wege zum Richtplatze vor einem Baume stehen blieb, in ein lautes Gelächter ausbrach, und den Begleitern das als die Ursache angab, daß er einst hier einen Menschen recht fürchterlich gequält habe? Er hatte nemlich einen reisenden Handwerksgesellen bey den Füßen daran aufgehängt, ihn mit Nadeln gestochen, und seinen Kopf noch dazu in einen Ameisenhaufen hängen lassen. Der berüchtigte Thomas Münzer vergaß mitten unter der Folter seine Quaal, und lachte laut auf, als er an die todten und verstümmelten Bauern erinnert wurde, welche durch ihn verführt auf dem Schlachtfelde bey Frankenhausen lagen; „sie habens nicht besser haben wollen," sagte er dabey.

Allein noch abgesehen davon, daß solche Grausamkeit und abscheuliches Lachen ein Anfall von Wuth kann gewesen seyn, und daß die-

dieser zerrüttete Zustand der Seele nicht gerade den beständigen Charakter anzeigt, so berechtigen doch solche Aeußerungen, wenn sie auch durch das ganze Leben eines Menschen vorkämen, keinesweges zu einem Schluß auf Gesinnungen, welche noch schlimmer seyen, als jene Heucheley. Denn es ist möglich, daß der, welcher durch Hohn, Schadenfreude, Grausamkeit, u. dergl. die Menschheit unter seine Füße tritt, dieses und sich selbst dabey als abscheulich ansehe. Die Erfahrung scheint auch dafür zu sprechen, daß solche Menschen nur mit einer Art von Verzweiflung an sich denken, und eben darum ihre Abscheulichkeiten, um sich durch die damit verknüpften Gefühle von Ueberlegenheit über andre für den Anblick ihrer häßlichen Gestalt schadlos zu halten, immer ärger forttreiben. Das Laster wird ihnen immer mehr zur blinden Gewohnheit, ihr Gefühl immer mehr abgestumpft, das vielleicht schon in der Jugend genug verwahrloset war, und zu jener Rohigkeit vorbereitete. Wir entdecken demunerachtet in einem solchen sich selbst verwerfenden Böse-

wicht

wicht, einen moralischen Zug, der ihn unsers Mitleids würdig macht. Klopstock ließ seinen Abadonna sich selbst verdammen, und das war der Grund zu seiner Begnadigung. Der Lasterhafte zeigt in dem Augenblicke einen Schimmer sittlicher Kraft, als er sich selbst verabscheut; denn er hat alsdann das Sittengesetz vor Augen, vergleicht sich damit, verurtheilt sich dadurch, und unterwirft sich selbst der damit verknüpften Quaal. Beweiset das nicht Achtung für die sittliche Gesetzgebung? Aber freylich ist nicht jeder Bösewicht ein Abadonna; jenes Aufdämmern des sittlichen Lichts verschwindet wieder in seinem Charakter, so wie er sich von den Furien wieder zu Abscheulichkeiten hintreiben läßt, ohne uns jedoch die Hoffnung des Wiedererwachens und stärkeren Auflebens der besseren Kraft ganz zu benehmen.

Ganz anders bey dem Heuchler. Da ist vorsätzliches Verdrängen aller Gefühle, wodurch das Gewissen sprechen will, Charakterzug. Was soll aus ihm in der Zukunft werden? Kann Besserung ohne gänzliche Umschaf-

schaffung seiner Seele eintreten. Zwar wir wollen sie ihm nicht ganz absprechen, allein seiner irdischen Natur nach läßt sich eine ganz andre Ausbildung prognosticiren. Man setze einen Heuchler der Art ganz in die Umstände der Rohigkeit, der äußeren Lagen, kurz alles dessen, was in den angeführten Beyspielen die häßlichen Charaktere bildete, und er wird noch hundert Mal abscheulicher, ich möchte fast sagen, wenn ich nicht immer von Menschen spräche, er wird ein Teufel; denn er findet sich immer noch nicht abscheulich dabey, er sieht immer noch mit Wohlgefallen auf sich selbst. Giebt es einen solchen Charakter auf der Erde, ist er unter den Menschen möglich, so wie er unter Shakespeareschen Mohre abgebildet ist; so macht er den Uebergang zu einem Wesen, wie Shakespeare's Caliban oder wie die Milton- Klopstockschen Satane, Moloche rc. Immer ist aber der Selbstbetrug oder entschiedner Wahrheitshaß der schlimmste Grundzug des bösen Charakters.

Charakterlosigkeit (wie wir wissen, ein uneigentliches Wort) ist ebenfalls nicht so schlimm. Denn sie besteht in einem Herumschwanken unter sinnlichen Eindrücken, und das ist mehr Schwachheit als Bosheit; auch kann endlich ein gutartiger Eindruck etwas länger anhalten, sich wiederhohlen, durch guten Willen fest gehalten werden, und diesem dagegen stärkere Wirksamkeit vorbereiten. Wären wir aber der Meynung, daß alles Unmoralische bloß von dem Einfluße der Sinnlichkeit herkomme, ohne es eigentlich in die freygewählte Maxime zu setzen, welche diesen Einfluß gestattet oder gar billigt, so müßten wir den Charakterlosen für den Schlimmsten erkennen. Allein da die freygewählte Maxime die Moralität ausmacht, so ist begreiflich, daß der Mensch um so schlimmer sey, je deutlicher er die Maxime, welche die Sinnlichkeit oben an setzet, denket, je mehr er sie billigt, und je stärker er sie wirken läßt. Dieses alles sahen wir in der Heucheley auf dem höchsten Menschen möglichen Grade, da sie sogar die Stimme des Gewissens zernichten will.

Uebrigens bemerken Sie dabey, daß ich nicht einzelne Handlungen meyne, wenn ich von Charakter rede; es ist die allen einzelnen Handlungen zum Grunde liegende herrschende Gesinnung des Menschen. Aber auch hier müssen wir uns wieder erinnern, daß immer nur von dem physischen Menschen die Rede ist, und daß wir schlechterdings nichts über das Schicksal des ausgemachtesten Heuchlers und Bösewichts bestimmen, welches er vor dem Gerichte Gottes findet. Es wird uns kein Mensch vorkommen, von dem wir sagen können, er sey vor Gottes Richterstuhl verdammungswürdig. Auch bey dem ärgsten Bösewicht müssen wir denken, wir kennen sein Inneres nicht, es enthält wohl einen Grad von Güte, der sich zu seiner Zeit auch in dem erscheinenden Charakter darlegen wird, wenn die großen Hindernisse, welche sich bisher entgegen setzten, aufgehoben sind, und die Achtung für die Menschheit sowohl als die Verehrung Gottes verlangt es, daß wir keinem die Erreichung eines seligen Ziels absprechen. Kurz in Absicht des inneren Charakters befolgen

wir den Grundsatz, quilibet præsumitur bonus und erfüllen dadurch das Gesetz Christus. Nur in der Beurtheilung unsers eigenen Inneren können wir nicht strenge genug seyn.

In den unendlichen Abstufungen der Charaktere von dem besten bis zu dem schlechtesten ist doch immer etwas Gutes, und wir können sicher von jedem Menschen, welcher von dem Schauplatze der Erde abgeht, glauben, daß in seiner erscheinenden Natur der Grad von sittlicher Güte hervorgebracht worden, dessen sie unter den Umständen nur fähig war. Denn wir glauben an eine weise Vorsehung, deren Zweck es ist, soviel möglich, die sittliche Güte in der Erscheinung darzustellen. *) Diese Darstellung geschieht in unendlich mannigfaltigen Charakteren. Ein Geist in unzähligen Formen! Daß der Feuerländer eben so gut von dem Schöpfer muß bedacht seyn, als

*) Aber unter andern Umständen konnte er wohl viel besser werden. Es ist Plan der Vorsehung mit der Zeit diejenigen Umstände herbeyzuführen, welche für die vollkommenste Ausbildung aller Charaktere die günstigsten sind.

als der Europäer, der Wilde eben so sorgfältig zum Ziele hingeleitet werde, als der Gesittete — kurz, daß jeder Mensch gerade in diejenige Lage gesetzt worden, welche für die Entwicklung seiner moralischen Kraft in der Menschenwelt die beste war, dafür bürgt uns die höchste Weisheit desjenigen, bey welchem kein Ansehen der Person gilt, wenn auch unser Geist, wie dieses geschieht, so wenig anzugeben vermag, als er die unendliche Verkettung des Weltganzen umfaßt. Die große Hieroglyphe der moralischen Welt steht in der sinnlichen vor unsern Augen, aber in ihrer Entzifferung werden die Menschen ewig Schüler seyn, da nur der Glaube an Gott den Aufschluß geben kann, und dieser uns versichert, daß die unendliche Weisheit dem endlichen Verstande ewig unzugänglich bleibe. Also wagen wir hierin keine weiteren Bestimmungen. Genug wir glauben von einem jeden Charakter, den wir finden, daß er mit zur vollkommensten Darstellung der moralischen Welt in erscheinenden Wesen gehöre, und eine der unendlichen Formen ist, welche

zusammen das Ideal der besten Welt vollenden. Hierzu gehört aber auch das Fortschreiten des menschlichen Geschlechts, so daß es immer bessere Charaktere und der besseren immer mehrere geben soll, und daß die Bemerkung der Mängel unsre ganze Thätigkeit zur Verbesserung unsrer selbst und andrer auffordre. Auf solche Art geschieht diese Verbesserung auf dem edelsten Wege, indem sie so durch sittliche Anstrengung am meisten bewirkt wird. Diese Harmonie, worin sich einst jeder Misklang auflöset, und welche wir hienieden nur von ferne ahnden, verherrlicht die Heiligkeit und Weisheit des Weltregierers auch in dem Abglanz des sittlichen Reiches, in der Welt der Erscheinungen.

Für den Menschenbeobachter sind diese Betrachtungen herzerhebend und wichtig. Sie entschädigen sein menschenfreundliches Herz bey dem Anblicke des Lasters und der Verkehrtheit, welchem er sich doch nicht entziehen darf, und halten seine Aufmerksamkeit auf den großen Entzweck der Menschheit gerichtet. Blicken wir zuerst auf den edelsten Menschencha-

cha-

charakter, und lassen dann alle andre, so wie sie in ihren Nüancirungen an einander anschließen, vor unsrer Seele vorübergehen, so sehen wir zuerst das reinste Licht, und dieses dann in zusammenhängender Abstufung immer schwächer, aber nirgends, so tief wir auch zu den schlechten Menschen herabsteigen, verliert es sich ganz. Dieser Gesichtspunkt ist der Achtung für die Menschheit gemäß, welche nie genug bey uns gestärkt werden kann, und verschafft uns den Vortheil, daß immer der Eindruck von dem Guten in dem Menschen die herrschende und lebhafteste Idee bleibt. Ein nicht unbeträchtlicher Vortheil! Denn es ist doch einmal gewiß — wir werden noch in der Folge davon reden —, daß alle Verbesserung nur von dem Guten, was noch in dem Menschen ist, ausgehen kann, da sich nicht absehen läßt, wie ein absolut böses Wesen etwas Gutes annehmen würde. Daher ist es beständig das Ziel, wornach ich in der Behandlung der Menschen strebe, daß ich das Gute an ihnen auffinde, es fühlen, sich stärken und erweitern lasse.

Sie

Sie machen an Ihren Zöglingen die Erfahrung, daß Lob besser wirkt als Tadel, und das wird Ihnen die Kenntniß des menschlichen Herzens beweisen, was der Verfasser der klassischen Abhandlung über Anmuth und Würde (Schillers Thalia) behauptet, daß wer tadelt, mit Anmuth tadeln müsse. *) Doch zu dergleichen Bemerkungen giebt es in der Folge noch schicklichere Gelegenheit; jetzt darf ich unsrer künftigen Ideenmittheilung nicht vorgreifen; Sie werden mich am besten darauf leiten. L. S. w.

*) Ein Gedanke, der auch, freylich anders ausgedruckt, in der Bibel vorkommt, z. B. Ps. 141, 5. Kol. 4, 6. und gewissermaßen Matth. 18, 15. Auch den Kirchenvätern ist diese Maxime nicht fremd. Gregorius sagt: „& matrem pietas, & patrem exhibeat disciplina;" und Augustinus: „Non principandi superbia sed consulendi misericordia." — Vielleicht dürfte noch mancher Prediger in der Ausübung seines Strafamts hieran erinnert werden! —

Eilfter Brief.

Ihre Antwort enthält reichhaltigen Stoff zu mancherley weiteren Betrachtungen. Die unverdroßne Aufmerksamkeit, womit Sie mein Voriges durchlesen haben, ist also nicht das einzige, was ich Ihnen Dank weiß.

Sie blieben bey dem Begriff edel stehen, und glauben von unsern Sprachgebrauch dadurch einen Unterschied zwischen dem guten und edeln Menschen angedeutet zu sehen, eine Unterscheidung, welche Ihnen nicht gefällt, weil gut schon das höchste ist, und das Edle noch höher hinaufsetzen zu wollen, hieße Ihrer Meynung nach, dem Ansehen der Pflicht vieles vergeben. „Denn alles, was wir Gu-

tes

tes thun, fahren Sie fort, ist nichts mehr als Pflicht und Recht; und wir thun das noch lange nicht: wie können wir nun noch von edeln Handlungen reden, als ob wir dadurch die Pflicht bestechen wollten. Das riecht sehr nach Mönchsheiligkeit."

Ich kann ihren Rigorismus nicht tadeln, bester Freund; denn wir können nicht genug arbeiten, um der Pflicht das heiligste Ansehen zu verschaffen. Vielleicht thun sie aber doch dem Sprachgebrauche etwas unrecht. Lassen Sie uns sehen.

Machen wir zuförderst in der guten Handlung einen Unterschied zwischen objectiv und subjectiv. Objectiv betrachtet ist sie nicht mehr als recht, sie ist durch Pflicht geboten: in subjectiver Hinsicht hat der Handelnde seine Pflicht gethan, und auch nicht mehr als Pflicht, ja gewiß noch weniger, da keine ganz reine einzelne Handlungen von den Menschen, geschweige eine ganz rein-pflichtmäßige Handlungsweise zu erwarten ist. Aber eben dieser Umstand führt uns auf eine Beschaffenheit der menschlichen Natur, welcher

der Begriff edel vielleicht sehr gut anpaßt. Niemand ist gut im reinsittlichen Sinne; der Gutgesinnte nähert sich nur der reinen Güte an; dieses Annähern ist es auch eigentlich, was wir Tugend nennen. Es giebt also Grade in dem pflichtmäßigen guten Handeln des Menschen. Manchem ist mehr Reinheit darin eigen, manchem weniger; manchem ist das pflichtmäßige Handeln geläufiger, manchem kostet es noch viele Mühe; bey manchem ist es bleibend, bey manchem nur vorübergehend. Denken Sie sich nun einen Charakter, welchem die Pflicht in einem vorzüglichen Grade der Reinheit auszuüben zur Natur geworden ist, wird dieser nicht sehr schicklich edel genannt? Er erhebt sich über das Alltägliche, über die Charaktere von gewöhnlichem Schlage; er zeigt also wahren Adel. Jede Handlung nun, in welcher sich ein solcher Charakter zu erkennen gibt, nennen wir mit Recht edel; edel sind solche Gesinnungen, edel solche Thaten, edel solche Menschen. Das schöne Wort edel bezieht sich also jederzeit auf das subjective Verhältniß des Menschen

zu

zu seiner Pflicht, und erkennet in ihm einen vorzüglichen Grad von Güte.

Sie lesen die Horen und werden sich also von selbst erinnern, daß der Wink, welchen der Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung gegeben, mich auf diese Bestimmung leitete.

Wenn die Tugend in dem siegende Kampfe der Vernunft mit der Sinnlichkeit besteht, so scheint es, als könne sie nicht stärker in dem Menschen erscheinen, als wenn dieser seine Neigungen, Gefühle und Naturanlagen ganz gegen sich hätte, und dennoch im härtesten Gedränge über seine bösartige Natur triumphirte. Und alsdann erschiene seine Handlungsweise nicht so, daß der angegebne Begriff edel darauf paßte, weil wirklich keine einzelne Tugend als natürlich, vielmehr jede nur gezwungen hervorgebracht würde. Ist denn nun doch der edelste Charakter, wie wir ihn erklären, die höchste Stufe menschlicher Moralität? Lassen Sie uns sehen.

Was halten Sie von Ihrem Zöglinge, wenn die geringste Pflichtübung ihm unsäg-

liche Mühe kostet? Sie sehen dagegen an einem andern eine Leichtigkeit, womit er arbeitet, sein Wohlwollen beweiset, und zu beträchtlichen Aufopfrungen sich, ohne daß man ihm etwas ansiehet, versteht. Dieser gefällt Ihnen ohne Zweifel besser, und Sie urtheilen ganz richtig, daß jener minder gut sey. Denn Gewohnheit wird zur andern Natur; die schwerfällige Tugend von jenem läßt also keineswegs auf tugendhafte Uebung schließen. Oder zeigt nicht jene Widersetzlichkeit der Neigungen und Gefühle, daß sie nicht lange oder nicht nachdrücklich genug zum Gehorsam angehalten worden? Herrscht sittliche Güte in dem Menschen, so wie es ihrer Würde entspricht, so muß sie ihn ganz beherrschen, seine ganze Natur durchdrungen und seine Sinnlichkeit gleichsam zu sich hinaufgezogen haben. Da werden nun alle Neigungen als durch die Vernunft gerichtet und gemäßigt erscheinen, und dieses wird ihnen schon so habituell geworden seyn, daß sie von selbst keine unrechte Richtung nehmen, oder keine Schranken übertreten; da werden alle Gefühle nur von einer

guten Stimmung belebt seyn, und keins wird sich so kühn hervorheben, als ob es die Vernunft noch nicht unter ihre Gewalt gebracht hätte. Mit einem Worte: auch das Sinnliche erscheint in dem Tugendhaften veredelt, und alles was er fühlt, denkt, will, thut, durchathmet der reine Geist der Güte so, daß nirgends mehr Zwang ist, und die Tugenden, als schöne Blüthen einer freywillig wirkenden Natur, hervortreiben. Edel sind also alle Neigungen des tugendhaftesten Menschen, weil sie gerade so sind, wie sie die sittliche Gesetzgebung verlangt, oder weil Natur und Freyheit der sittlichen Vernunft in ihnen zusammenfließen, als eins erscheinen, und den Charakter mit sittlicher Grazie übergießen. Denn wäre noch eine Neigung rebellisch, so würde das auf eine vorhergehende Schwäche der Tugend zurückdeuten. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit; je länger sie ist, desto stärker. Der Charakter, in welchem sie nur eine kurze Herrschaft behauptet, ist daher nicht von dem hohen Range, wie jener, welcher sogleich mit seiner Erscheinung

in

in der Sinnenwelt Tugend wirken und stark wirken ließ.

Der Mensch welcher schon in der Kindheit die erste Regung des sinnlichen Triebes der ersten aufgeregten Kraft unterwarf, und mit dieser Unterordnung so anhaltend und so achtsam fortfuhr, daß auch nicht eine Neigung anders als es die höhere Natur wollte, aufkeimte, und die ganze Entwicklung der Seele in der schönsten Harmonie, nach der besten Ordnung der Natur erfolgte, dieser Sohn des Himmels zeigt doch offenbar mehr Göttliches, und hat es weiter in der Tugend gebracht, als der, welcher erst seit gestern mit der Macht des Lasters sich herumschlägt, nachdem er durch vieljährige Nachläßigkeit die zarten Triebe der frühen Jugend in lasterhafte bösartige Neigungen verwachsen und reifen ließ. Wir können demnach annehmen, daß die erste Kraft der Sittlichkeit in dem vollkommensten Menschencharakter schon in das Dunkel fällt, welches die erste Bildung der Seele verhüllt, und daß ihr Geist in den ersten Anlagen derselben wie ein glücklicher

Genius erscheint. Es bleibt also auch wahr, daß der edelste Charakter der sittlichbeste ist in der erscheinenden Welt.

Indessen ist auch das gewiß, daß der höchste Grad des Edeln unter uns nicht zu erwarten steht. Das wäre nemlich der, wo bey den schwersten Aufopfrungen gar kein Kampf mehr entstünde, der vielmehr in dem Augenblick als die Pflicht redete, ihre geheiligte Stimme mit Hingebung alles dessen, was angenehm ist, und doch mit lächelndem Angesichte sogleich befolgte. Dieser ist es, den wir mit vollem Rechte einen erhabnen Menschencharakter nennen. Je näher ihm der Edle steht, um destomehr bewundern wir ihn, um destomehr Würde erblicken wir in ihm. Die Erhabenheit und Würde des Edeln erscheint also in der Erhebung über alles Sinnliche: seine Schönheit und Anmuth in der Unterordnung und Verfließung des Sinnlichen in das Sittlichgute.

Wollen Sie mehrere edle Charaktere in verschiedner Abstufung neben einander gestellt sehen, so lesen Sie Göthe's unsterbliche

Iphigenie; in diesem Werke lebt und webt der Geist des Edeln; und aus seiner Heldinn redet er laut. Wenn Iphigenie in dem schönsten Gefühle ihrer reinen Dankbarkeit gen Himmel ruft:

„Goldne Sonne leihe mir
„Die schönsten deiner Strahlen, lege sie zum Dank
„Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.„

wenn wir die sanfteste Rührung aus ihr sprechen hören:

„Es möge nie
„Von deiner Lippe, die so Gutes sprach,
„Der Ton des Leidens u. der Klage tönen!„ —

wer fühlt nicht da sich zu der Edelen hingezogen? Wenn wir aber nun vollends sehen, wie das ihr zur Natur gewordne Dankgefühl zurücktritt, sobald nur die Pflicht gebietet, wie sie jetzt die Hand des guten Thoas ausschlägt, wie aber dann sogleich jenes edle Gefühl wieder in seine volle Wirksamkeit tritt, sobald sie ihm nur vergönnt ist, wie es in den segnenden Abschied sich ergießt, wenn wir

wir hier ihr letztes Lebewohl hören: dann stehet dieses Ideal in der ganzen Erhabenheit vor uns, zu welchem unsere Bewunderung den Blick immer wieder zurückführt.

Allein das erhabne Ideal der männlichen würdevollen Tugend, welches uns das Evangelium aufstellt, flößt nicht bloß Bewundrung ein, sondern begeistert auch zur kraft- und thatenvollen Tugend. Hieran können wir dem Volke das Edle und Erhabne anschaulich darstellen, besonders wenn wir die sittliche Kraft des Erlösers in den härtesten Stürmen des Leidens zeigen. Ein Umstand, welcher zur Erweckung und Belebung der Moralität solcher Menschen, die noch sehr mit Hindernißen der Sinnlichkeit zu ringen haben, aus begreiflichen Ursachen weit wichtiger ist, als wenn eine minder heroische oder mehr sanfte Tugend unser Ideal bildete.

Also nochmals. Wer überall seine Handlungen als nach der Pflicht bestimmt und abgemessen zeigt, aber mit solcher Leichtigkeit, als ob das seine Natur nicht anders mit sich brächte; wer alle seine Triebe, Gefühle und

Begehrungen so durch die sittliche Vernunft geformt hat, daß er sie kann ohne Besorgniß frey wirken lassen; wer dabey nach immer größerer Reinigkeit seiner Gesinnungen strebt, und da wo es gilt, selbst eine sonst edle Neigung mit höherem Edelmuthe zurückweiset: der offenbart den besten Charakter, welcher sich unter den Menschen nur finden kann.

Einem solchen Charakter können wir nach der Analogie ein Genie der Tugend zuerkennen. Denn alles was die Tugend an Gesetzmäßigkeit und an Freyheit zugleich in sich faßt, findet sich an ihm; er ist Muster für andre ohne selbst mit Peinlichkeit sich gebildet zu haben; es liegt ein Ideal der Vollkommenheit in ihm, woraus seine Vorzüge und die Annahme des Guten von andern herfließen; Selbstbestimmung, Selbstherrschaft, Selbstständigkeit, zusammen Autonomie, geben ihm Originalität. Alles dieses macht eine Aehnlichkeit mit dem Kunstgenie, welches Originalität und Gesetzmäßigkeit in sich selbst trägt, und in demjenigen, welchen es begeistert, etwas zu Stande bringt, das den Re-

geln entspricht, ohne daß er sich vielleicht dieser Regeln bewußt ist, da sie in seiner Natur gleichsam wie in einem Urbilde liegen. Das Tugendgenie ist aber darin unterschieden, daß es sich die Seele durch die sittliche Kraft bey ihrer ersten Erscheinung selbst vorbereitet, und mit deren Entwicklung gebildet hat.

Doch ehe ich weiter rede, wünschte ich, daß erst meinen Ideen durch Ihre Gedanken die weitere Richtung gegeben würde. Hierum bittet Ihr 2c.

Zwölfter Brief.

Der Begriff eines Tugendgenies erregt noch allerley Bedenklichkeiten bey Ihnen, lieber denkender Freund. Sie schreiben: „Nicht ei„nen jeden stattete die Natur mit einem „Kunstgenie aus. Dafür ist Trost zu finden: „kann doch jeder zum edelsten aller Schätze, „zur Tugend gelangen. Aber wenn sie man„chen auch hierin zurücksetzte, und das köst„lichste ihrer Geschenke, die günstigen Anla„gen zur Tugend ihm versagte, womit sie „nur ihre Schooskinder segnete, was für „Trost für diese Armen?" —

Hierauf könnte ich vorerst antworten, daß es ein Widerspruch sey, die Tugend als ein Geschenk der Natur zu erhalten, da sie eigentlich in einem Bestreben des selbstthätigen

gen Willens gegen die Hinderniße, welche etwa die Natur der sittlichen Güte in den Weg legt, bestehet, und da der Grad dieses Bestrebens um so größer seyn kann, je minder es von den Naturanlagen begünstigt wird. Allein Sie begegnen mir hier wieder durch die einzigen Worte: „Und doch soll es „besondre Naturanlagen für die Tugend und „für den höheren Grad derselben geben." — Dieses macht eine weitere Erörterung meiner Behauptung nöthig, wobey wir genöthigt sind, etwas tiefer die Entwicklung der Seelenkräfte zu erforschen. Merken wir

1) Jeder Mensch hat auch nach seinem erscheinenden Charakter — vom übersinnlichen ist ja hier gar nicht die Rede — Anlagen zur Tugend, einer so gut wie der andre. Jeder kann tugendhaft werden, weil er Vernunft hat; und derjenige, in welchem sich die Vernunft nicht entwickelt, enthält wenigstens den Keim zur sittlichen Güte in seinem Herzen.

2) Wo günstigere Anlagen zu einem höheren Grade von Tugend vorkommen, da müs-

müssen sie zugleich ein Werk der Freyheit (als erscheinendes Vermögen betrachtet) seyn, denn sonst wären es nicht Tugendanlagen.

3) Die Freyheit, welche hier vorkömmt, die als erscheinende Seelenkraft sich entwickelt, ist indessen durch vorhergehende Ursachen gewirkt, und insoferne auch eine Naturkraft. Nur sind diese Ursachen, weil sie in das Dunkel der Seelenentstehung fallen, uns nie klar, und können, wie wir oben bemerkten, in keinen bloßen Naturmechanismus aufgelöset werden. Es ist hier eine der dunkeln Stellen, vor welcher wir stehn bleiben müssen, ohne jenseits etwas zu bestimmen.

4) Das Tugendgenie gründet sich mithin auf Anlagen, welche bey dem einen günstiger bey dem andern ungünstiger seyn können. Dieses Günstig = oder Ungünstigseyn hängt aber von der Selbstbestimmung durch Freyheit, und diese wieder von vorhergehenden Ursachen ab,

wovon wir nie auf den ersten Grad kommen können.

5) Alles kömmt im Grunde darauf hinaus, daß das Tugendgenie um so größer ist, je früher der Mensch in der Entwicklung seines persönlichen Daseyns zu der Ergreifung der guten Maxime oder, wenn wir bey allen Menschen auch für den erscheinenden Charakter ein radikales Böse annehmen, zur Verdrängung der bösen Maxime sich bestimmt. Die Größe der sittlichen Güte in dem erscheinenden Menschen beruht also völlig auf der mit der Entwicklung der Seelenkräfte frühzeitig hervorgehenden Anwendung der sittlichen Vernunft.

Diese Ideen sind in meinen Augen in Absicht auf Erziehung von der größten Wichtigkeit. Lassen Sie sie uns also noch etwas weiter verfolgen. Dieses thun wir dadurch, indem wir der Entwicklung der Seelenkräfte und vorzüglich der Vernunft sorgfältig nachgehen.

Die Seele, welche das Kind mit auf die Welt bringt, ist zu der Zeit noch nichts weiter als Empfänglichkeit für Sinneneindrücke, eine unbeschriebne Wachstafel, welche mit dem ersten Athemzuge anfängt, Eindrücke zu empfangen, und diese Receptivität von Moment zu Moment, so wie sich Empfindungen hereindrängen, erweitert. So ist schon frühzeitig die Anlage zu empfinden d. i. die Anlage gegebne Vorstellungen zu haben, zu formen, sich ihrer bewußt zu werden, wirksame Kraft. So entwickeln sich die ersten Keime der menschlichen Seele auf menschliche Art. Unerachtet des Thierischen ist doch alles auf die dem Menschen eigne Art angelegt, mithin liegt in der ersten Vorstellung des Kindes schon die erste Wirkung des Vernunfttriebs.

Indessen sind jetzt noch alle Vorstellungen sinnlich, d. h. ihr Stoff sind Sinneneindrücke. Zuerst fühlt das Kind, d. i. es wird sich der Lust oder des Schmerzes bewußt; dann sieht es, berührt, schmeckt, hört, und während dieser Vorstellungen ist seine Aufmerksamkeit rege und immer reger. Dabey zeigt sich etwas

Absichtliches in seinem Wahrnehmen und in seiner Thätigkeit. In allen diesem entdecken wir schon eine Spontaneität, welche durch den von der Receptivität empfangnen Stoff aufgeregt worden, eine Thätigkeit des Verstandes, welche mit und in der Sinnlichkeit erwachte. Bey dem ersten Eindruck, welchen das Kind fühlte, regte sie sich leise, bey dem zweyten schon stärker, und nicht lange dauerte es, so war der Verstand schon völlig sichtbar, und brachte die Knospe der Vernunft mit sich hervor, zu deren Hervortreiben die Kinderseele uranfänglich geformt war. Alles ein allmähliges Werden, ein Aufwachsen der Keime; die Blüthe ist die Vernunft, aber sie fängt sich schon an zu bilden mit der ersten Regung des Bildungstriebs.

Die Verstandesbegriffe entwickeln sich in den Sinneneindrücken schon zu der Zeit, wo nicht mehr bloßes Gefühl von Lust und Schmerz die zarte Seele einnimmt. Das Kind wendet sein Auge auf — etwas, sieht also — etwas, und dieses Etwas bildet einen Begriff, freylich im Anfang noch nicht klaren

Begriff. Da ist also der Verstandesbegriff von Realität nicht mehr bloße todte Form; er hat Inhalt und Leben in der Seele des Kindes. Nun zieht er nach sich einen Verstandesbegriff nach dem andern zur Wirksamkeit hervor. Die Seele ruht nicht; ein Eindruck drängt sich hinter den andern, einen faßt sie nach dem andern, und ihre menschliche Thätigkeit wird von Moment zu Moment verstärkt. Sie unterscheidet bald Gegenstände von einander, und da wirkt der Verstandesbegriff von Einheit und Vielheit; sie knüpft an gewisse Gegenstände etwas fest, bemerkt z. B. Verändrungen an einer Person, und so erhält die Kategorie der Substanz ihre Bedeutung, bald hernach die der Caussalität (welche sich vielleicht zur Zeit, wann sich der Geruchsinn gewöhnlich entwickelt, völlig ausbildet.) Auf diese Art erhalten die Kategorien alle nach einander ihre Anwendung, und der Verstand kömmt immer stärker zum Vorschein.

Indessen war bisher alles noch dunkel und undeutlich, und bey weitem konnte das Bewußt-

wußtseyn, daß man jetzt einen Begriff anwende, noch nicht vorhanden seyn. So wie nun mehrere Verstandesbegriffe zusammen kommen, um eine Vorstellung zu bestimmen, so wird diese heller. Z. B. das Kind sieht ein Licht, und dabey seine Wärterinn, welche den Finger daran hält. Da ist ihm das Licht nicht der Finger, und der Finger nicht das Licht, und die Wärterinn ist ihm wieder ein andres Etwas. Auch sieht es wohl, daß diese den Finger bewegt, redet, u. s. w. und indem es darauf merket, sind mehrere Verstandesbegriffe schon in voller Thätigkeit, wodurch seine Vorstellung von der Wärterinn oder dem Lichte schon deutlicher wird, als sie vorher war. Was das sprechende Kind als Prädikate diesen Dingen beylegen kann, denkt das unmündige auch schon, aber minder klar. Wenn endlich in allen Kategorien der Verstand thätig ist, so giebt er dem Bewußtseyn deutliche Begriffe, und die Sprache, wenn anders ihre Organe zu Gebot stehen, legt sie dar. Denn ein jedes Wort des Kindes bezeichnet einen deutlichen Begriff (freylich

nicht in dem Grade deutlich, wie bey Erwachsenen); darin besteht ja eben der Unterschied von Worten und thierischen Tönen, von Menschensprache und Stimmen der Thiere. Wie die Nacht in Dämmerung, und diese in den hellen Tag übergeht, so ergießt sich in einem ununterbrochenen Fluße Heiterkeit in das Bewußtseyn vermittelst des Stoffs, welchen der Sinn vorhält, und durch die innere Tendenz des Verstandes, welche ihn auffaßt, und in seine Form drückt. Die Dämmrung fing schon mit der Eröffnung des Auges an, und endigt sich mit den ersten Tönen der Sprache.

Bin ich mir einmal meiner Vorstellungen bewußt, so werde ich mir auch bald dessen, was in allen vorkommt, meines Selbst bewußt; das Ich wird dann der Gegenstand der Vorstellung. Mein ältestes Kind sprach erst, als es ungefähr drittehalb Jahre alt war, von sich in der ersten Person, aber die Vorstellung von seinem Ich war gewiß schon früher da; die Beziehung derselben durch ein eignes Wort, war nur die Folge der Deut-

lich-

lichkeit und allmähligen Spracherlernung. Es redete schon ein ganzes Jahr vorher von sich in der dritten Person, und fühlte gewiß sich selbst, wenn es seinen Namen nannte. Dunkel ist also auch diese Vorstellung schon frühzeitig in der Seele, und vorbereitet ist sie schon in der eignen (menschlichen) Art, wie das Kind die ersten Eindrücke empfängt.

An das Ich knüpft sich die deutliche Vorstellung des Gegenwärtigen, Vergangenen und Zukünftigen, und dadurch wird das Selbstbewußtseyn in ein immer helleres Licht gehoben. Mit ihm hebt sich das Bewußtseyn der eignen Caussalität aus seinem Dunkel hervor, und bald kommt das Vermögen der Freyheit völlig zum Vorschein. Auch das geschieht alles schon frühe. Mein ältestes Kind war nicht viel über 6 Monate alt, als es ein sichtbares Wohlgefallen äußerte, wenn man seine Stärke, womit es sich allein im Liegen aufrichtete, bewunderte, und das Lob exaltirte gewissermaßen seine Kraft. In diesem Analogon von Eitelkeit liegt schon das Bewußtseyn des Ich bemerkbar. Mein jün-

geres Kind spielte, als es kaum ein Jahr alt war, sehr gerne mit seinem Finger am Lichte; als es sich einmal verbrannt hatte, wagte es seinen Finger mit größerer Vorsicht, ließ sich aber gerne zu diesem Spiele auffordern, und forderte andre dazu auf. Ueberhaupt vergeht kein Tag, daß ich nicht an meinen Kindern von 1 bis 3 Jahren die starken Eindrücke bemerke, welche der Zuruf: „das ist recht! — das ist unrecht!" — bewirkt. Selbstzufriedenheit, Beschämung, Achtsamkeit auf sich selbst, Ablegung mancher Gewohnheit (z. B. der Verunreinigung des Zimmers) u. dergl. Aeußerungen von Bewußtseyn der Persönlichkeit finden sich in dem dritten Jahre schon in Menge.

Die Begriffe des Sollens und der Zurechnung sind also schon weit früher, als man gewöhnlich glaubt, in der Kinderseele vorhanden, wenn sie gleich erst mit der Kategorie der Nothwendigkeit völlig deutlich werden, welche sich unter allen wohl zuletzt, aber doch immer frühe, entwickelt. Da der Trieb nach Vorstellungen niemals ruht, so wird die Anwen-

wendung der Kategorien immer häufiger, in ihnen wird der Verstand erweitert, der Erweitrungstrieb verstärkt sich von Tag zu Tage, das Kind reflectirt, trennt, verbindet, macht neue Beziehungen, findet neue Begriffe. Auch spielt es frühzeitig mit Begriffen, und äußert dabey nicht nur das Vermögen zu urtheilen, sondern auch zu schließen. In seinem dritten Jahre sagte einmal mein Wilhelm, nachdem er das Wort Mutter einige Male in seinem Munde herumgeworfen hatte: „Die Großmutter ist auch eine Mutter?" — In diesem Urtheile lag der Obersatz: was Mutter heißt, ist Mutter; und der Untersatz: die große Mutter (so sprach er es aus) heißt ꝛc. zum Grunde, wenn gleich nicht deutlich auseinandergesetzt. Ueberhaupt wußte er schon früher auf Ursache, und Wirkung zu schließen, und in seiner Sprache so wie in seinen kleinen Planen die Klarheit dieser Schlußfolge mit den dazu gehörigen Begriffen zu offenbaren. Nun geht die Entwicklung seiner Seelenkräfte wirklich nicht so geschwind von statten, als bey vielen andern Kin-

Kindern. Also sieht man wie frühe die Vernunft schon hervorkommt.

In der That ist die Anlage der Vernunft schon mit dem Anfange des Daseyns in dem Kinde gegeben. Wer sieht nicht in dem ersten Blicke des holden Neugebohrnen, daß es kein Thier ist? und wenn es jetzt lächelt, sehn wir da nicht schon in dem lieblichen Menschenangesicht den zukünftigen Engel erscheinen? Aufmerksamkeit, Verstand, Vernunft sind im Grunde eine und dieselbe Kraft, nur in der Art ihrer Richtung und in den Stufen ihrer Ausbildung unterschieden, — die menschliche Vorstellungskraft, Grundkraft der Menschen-Seele, nicht einer Thier-Seele. Darum giebt es keine Zeit, wo bloß die Sinnlichkeit, oder bloß der Verstand geschäftig sey. In jener wirkt dieser, und in ihm das Vernunftvermögen. Sein Keim wurde durch die Tendenz der Grundkraft hervorgetrieben, bildete sich in dem sinnlichen Stoffe, und durch dessen Formung erweiterte er sich bis zu dem Unsichtbaren und Uebersinnlichen. Zuerst zeigte sich die Vernunft deutlich in dem Bewußtseyn

der

der Persönlichkeit, aber vorher war sie doch als Streben einer Kraft, welche auf Erweiterung und Totalität dringt, wirksam, und man konnte sie schon in der willkührlichen Aufmerksamkeit, dem Denken, Sprechen, und den Zwecken des Kindes bemerken.

So kömmt die Vernunft, sowohl die theoretische, oder das Vermögen der Schlüsse, als die praktische, oder das Vermögen der Zwecke, in dem Kinde zur Wirksamkeit, nachdem ihr erster Anfang sich im Dunkel, wie die übrigen Anlagen in dem Embryo, entspann. Wir betrachten sie hier als Erscheinung, wie wir sie in der Seele, sofern sie unter der inneren Form der Sinnlichkeit (der Zeit) wahrgenommen wird, bemerken. Insofern entsteht sie mit dem Menschen, gelangt zu stärkerem oder schwächerem Grade, und je mehr sittliche Güte wir bey ihm entdecken, um desto stärker kündigt sie und in ihr der Bürger der moralischen Geisterwelt sich an. Dieser Gang ist so allmählig wie das Sichtbarwerden eines Sternes oder das Wachsen einer Pflanze.

Verzeihen Sie, Freund, daß ich Sie mit diesen Spekulationen unterhalte. Sie sind uns in der Folge, wo wir die nähere Anwendung auf die Erziehung versuchen, äußerst wichtig. Hieraus sehen wir jetzt schon die Unhaltbarkeit des Erziehungssystems, welches einige scharfsinnige neuere Erziehungs-Schriftsteller aufgestellt haben, da sie so scharf drey Grenzlinien ziehen, wornach sie die Periode der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft abtheilen, und die beyden letzteren ziemlich weit hinausschieben. Wer nach dieser Theorie erziehen will, der — ich kann es wenigstens nicht anders absehen — der muß Misgriffe thun, welche von den bedenklichsten Folgen sind. Ein Versehen, eine Versäumniß an dem zarten Alter, was kann es nicht nach sich ziehen! Gerade umgekehrt, als jene Theorie will, soll man in der Sinnlichkeit schon den Verstand üben, und in seiner Uebung die Entwicklung der Vernunft befördern, damit ja nicht die beste Zeit, um die Anlagen zur sittlichen Güte glücklich hervorzurufen, versäumt werde. So will es unsre

Natur. Freylich will sie auch, daß alles allmählig gehe, daß nichts übertrieben, nichts übersprungen werde. Zu den höchsten Ideen erhebt sich die Vernunft erst in ihrer vollkommnen Reife; aber es ist offenbar Misverstand, wenn man alsdann erst die Periode der Vernunftbearbeitung eintreten läßt, vielmehr muß der Erzieher vorher so zu ihrer Entwicklung arbeiten, daß sie zu der rechten Zeit, in der gehörigen Stärke, in der schönsten Harmonie mit den übrigen Seelenkräften zu dieser Reife gelange. Daher stimme ich Herrn Köring bey, welcher (Bemerkungen über den Begriff von der Erziehung rc. 1793) die Ausbildung zum vernünftigen Menschen in die harmonische Entwicklung aller Seelenkräfte setzt. In dem angeführten Systeme hingegen finde ich das wahr und praktisch gut, daß man von sinnlichen Vorstellungen anfangen, und mit der Zunahme der Denkkraft zu höheren abstracteren in dem Kinde aufsteigen soll. Aber darum wird doch schon in jenen ersteren sinnlichen die Vernunft mit ge-

geübt. Doch wir greifen unsern künftigen Bemerkungen schon wieder zu viel vor.

Auch mit Rousseau kann ich, wie Sie aus diesem Briefe abnehmen, nicht einverstanden seyn, insoferne er auf die Begriffe von Recht und Unrecht in der ersten Erziehung keine Rücksicht nimmt. *) Doch auch hiervon erst in der Folge.

Aber

*) Allein daß R. nicht völlig mit sich selbst darin einverstanden sey — und wie ist das auch von der Zeit zu erwarten, wo die reinen Ideen von Moralität noch lange nicht im Umlaufe waren? — davon zeugen folgende Stellen. Gegen das Ende des ersten Buchs seines Emil führt er ein Beyspiel an, wie hart es sey, ein Kind zu schlagen, dessen Weinen man nicht verstehe, und setzt hinzu: „Quand j'aurois douté, „que le sentiment du juste ou de l'injuste fut inné dans le cœur de l'homme, cet „exemple seul m'auroit convaincu." — Ferner sagt er in einer Note in der ersten Hälfte des 2ten B.: „Ce premier trait (la loi „de

Aber noch eine nähere Hinsicht bestimmte mich zu dieser Untersuchung. Wir sehen nun, wo wir die Knospe der Tugend zu suchen haben, und in welchen Anlagen sie sich entfaltet. Sie liegt in dem Keime des Vernunftvermögens verschlossen, und bildet sich mit der Freyheit, sich durch dieses oder durch die Reitzungen der Sinnlichkeit zu bestimmen. Diese Freyheit ist zwar dann erst vollkommen sichtbar, wenn die Vernunft das Bewußtseyn der Persönlichkeit völlig hervorgehoben hat, aber ihre zarten Züge liegen schon in der

Nach-

„de conscience comme un principe inné, „qui n'attend pour se développer, que les „connoissances auxquelles il s'applique) n'est „point marqué par la main des hommes, „mais gravé dans nos cœurs, par l'Auteur, „de toute justice. — Ce principe est de la „derniere importance, & merite d'etre appro- „fondi." — Da wir nun jetzt mit dem Prinzip der moralischen Natur mehr im Reinen sind, als Rousseau es war, so muß sein System darnach verbessert werden.

Nachgiebigkeit des Kindes gegen die Tendenz seiner Sinnlichkeit und in der Lenkung seiner Aufmerksamkeit. Ihre erste Wirksamkeit läßt sich nicht angeben; sie liegt hinter dem, was wir von ihr bemerken. Es läßt sich also schlechterdings kein Zeitpunkt bestimmen, wo die Moralität des Kindes anhebt; wo man sie aber schon wahrnimmt, da ist sie sicher schon früher da gewesen. Es entsteht alles allmählig: dunkel bildete sie sich also schon mit den Keimen der Seelenanlagen. Wie vielen Antheil sie daher schon an der Formung und Stärke dieser Anlagen hat, läßt sich nicht bestimmen. Antheil hat sie einmal gewiß daran, da sie mit ihnen aufwächst und die Kräfte gegenseitig auf einander wirken. Die stärkere oder schwächere Reitzbarkeit des Kindes, und die mehr oder minder wirkende Neigung darf nicht mehr als reine unschuldige Naturanlage angesehen werden, es ist schon etwas Moralisches darin, und von diesem wenn gleich geringen moralischen Einflusse hängt die Bestimmung der sinnlichen Anlagen großentheils ab.

Je frühzeitiger und je stärker die sittliche Kraft sich vor den andern Kräften hebt, und sie nach sich formet, um destomehr werden sie veredelt, und um desto zweckmäßiger wird das Gemüth für die Tugend gestimmt. Eine solche günstige Stimmung ist es, was ich das Genie zur Tugend nannte. Es unterscheidet sich davon, was sonst Genie heißt, daß es nicht bloß Naturgabe, sondern die Wirkung der frühesten Wirksamkeit sittlicher Güte, und die davon abhängende Veredlung der Naturgaben ist. In ihm fließt also Natur und Freyheit auf die glücklichste Art zusammen, wodurch es Tugendgenie wird. Ein Kind, das es besitzt, (puer bonæ indolis) hat daher allerdings Verdienst. Es wäre auch sonst ein wahrer Widerspruch, vorzüglich zur Tugend begünstigt zu seyn, da das, was die Natur dazu thut, nicht sittliche Anstrengung ist, und der, welcher von der Natur darin stiefmütterlich behandelt worden, doch durch seine Selbstbestimmung eben so tugendhaft wie der andere seyn könnte. Denn je nachdem der Mensch hat, wird von ihm gefordert,

nicht

nicht nachdem er nicht hat. Und wer durch solche Gefühle, die von Natur, d. i. zufälliger Weise, (ohne seine eigne Bestimmung) dem was zu thun oder zu lassen geboten ist, entsprechen, sich bestimmen läßt, folgt ja der Sinnlichkeit, und hat insoferne die gute Maxime noch nicht angenommen, in deren Annahme der Anfang der Tugend nur allein bestehen kann. Ursprünglich hat einer wie der andre gleiche moralische Anlagen, wo sie aber stärker oder schwächer bemerkt werden, da liegt schon eignes Verdienst oder eigne Verschuldung zum Grunde. Gesetzt es gäbe auch wirklich vorzügliche Begünstigungen der Natur zur Tugend, so ließe sich gar nicht absehen, warum der Herr der Natur dadurch diesen Menschen erhübe, indem er jenen verstieße. Ist hingegen Freyheit dabey im Spiele, so ist das zwar erscheinende Freyheit, welche in vorhergehenden Bestimmungen ihren Grund hat (S. den 9ten Br.) allein die verschiednen Stufen des erscheinenden sittlichen Charakters werden doch durch sie hervorgebracht, und so wie die innere Güte durch die

in-

intelligible (eigentliche) Freyheit sich bildet, so muß der Grad der in der Sinnenwelt sich darlegenden Güte sich durch das Analogon der Freyheit in dem erscheinenden Menschen bilden.

Daß wir überhaupt den Begriff von Genie der Tugend zu erörtern suchten, ist nicht zwecklos; in der Lehre von der Erziehung wird uns der Nutzen dieser Vorstellungsart einleuchten. Besonders wird daraus erhellen, wie das Kind durch Gewöhnung zur Tugend geführt wird. Indessen ist es Zeit, daß ich von dieser Materie abbreche. Thun Sie, lieber Freund, hin und wieder wo es etwa fehlt, das Körnchen Salz hinzu, und helfen Sie nächstens auf die Grundregeln der Menschenbeurtheilung Ihrem rc.

Dreyzehnter Brief.

Sie haben vollkommen recht, bester Freund, daß sie die Menschen in ihren Anlagen nicht als gleich ansehen. Wir haben auch schon (im 9. Brief) davon gesprochen, daß kein Mensch dem andern völlig gleich, weder an dem, womit ihn die Natur ausstattete, noch darin, wozu der Einfluß der Dinge und Menschen um ihn her ihn machte, seyn könne. Allein diese Verschiedenheit beweiset keine Ungleichheit in der Tugendanlage. Hiervon nachher mehreres. Jetzt müssen wir erst die Stücke auseinander setzen, woraus der Charakter besteht, und worauf also der Beurtheiler zu sehen hat.

An jedem Menschen ist folgendes zu unterscheiden: 1) wie er ist als bloßer Natursohn,

noch

noch vor allem Einfluß andrer Dinge auf ihn; 2) was er unter diesem Einfluß für eine Form angenommen hat. Hiernach haben wir an jedem kennen zu lernen: 1) seine Naturanlagen; 2) seine Bildung.

Die Naturanlagen zusammen, oder das Naturell eines Menschen enthält diejenigen Einrichtungen seiner Natur, wodurch er zur Aufnahme gewisser Eindrücke fähig, und zu gewissen Aeußerungen seiner Kraft besonders geneigt wurde. Wer es kennt, der weiß z. B. ob dieser Trieb der Sinnlichkeit hervorstechend sey, oder jener; ob die Vernunftfähigkeit einen kraftvolleren Keim habe, oder das Thierische.

Durch die Bildung erhält jede Anlage ihre besondre Modification; so vielfach wie die Anlagen, so auch die Abtheilung derselben. Wir unterscheiden demnach die Bildung der Sinnlichkeit, und die Bildung des Verstandes. Jene nennen wir die Sinnesart, diese die Denkart eines Menschen.

Die Sinnesart ist der Inbegriff aller Gefühle und Neigungen, welche in einem Cha-

rakter herrschend sind. Die Denkart enthält die Ausbildung, Richtung, und Relation der Verstandeskräfte, mithin besonders die Maximen, wodurch der Charakter sich auszeichnet.

In dem gemeinen Redegebrauch wird unter dem Gemüthe bald das Naturell, bald zugleich dessen Bildung verstanden, so wie den Ausdrücken Kopf und Herz gewöhnlich auch keine bestimmte Bedeutung gegeben wird. Am besten ist es, wenn wir jetzt und in der Folge unter dem Gemüthe bloß das Naturell verstehen. Den gemeinen Ausdruck: er hat ein gutes Gemüth, vertauschen wir also lieber mit dem: er hat ein gutes Herz, wodurch man nemlich die schon durch Einfluß bestimmten Triebe versteht. Wir hätten also an jedem Menschen, wenn wir ihn wollen kennen lernen, die Beantwortung folgender Fragen zu erforschen:

1) Was hat er für eine Gemüthsart?
2) Was für eine Sinnesart?
3) Was für eine Denkart?

Wenn gleich diese Fragen nicht gerade in dieser Ordnung beantwortet werden können,

weil

weil sich uns das Naturell nie rein darlegt, und immer erst aus der Bildung darauf zurückgeschlossen werden muß: so wird doch eins aus dem andern nach dieser Ordnung am natürlichsten erklärt, indem die Denkart das nicht geworden wäre, wenn nicht gerade diese Sinnesart ihr vorhergegangen, und diese durch die Gemüthsart gerade so vorbereitet worden. In dieser Ordnung durchgehen wir sie auch jetzt, da wir jetzt noch nicht die Regeln angeben, wie wir einen Charakter ausforschen, sondern vielmehr, was wir daran auszuforschen haben, betrachten.

Zuerst also von der Gemüthsart.

Es gilt uns um die Kenntniß der Handlungsweise, wenn wir einen Charakter untersuchen. Handeln kommt aber dem Menschen zu, inwiefern er ein vernünftiges Wesen ist, mit Freyheit begabt. Das Naturell interessirt uns mithin hier, inwiefern es Gründe und Bedingungen des freyen Willens in seiner erscheinenden Wirksamkeit enthält. Wir heben daher das aus den Naturanlagen zuerst aus, was sich darauf zunächst bezieht.

Dieses ist das Begehrungsvermögen, welches den Grund von den Bestimmungen des Willens enthält. Hier, wo von den Naturanlagen die Rede ist, lernen wir die ursprünglichen Richtungen dieses Vermögens kennen. Die von der Natur nothwendig gemachte Richtung, insofern sie bloß im Gemüthe gegründet ist, heißt Instinct; und dieser wird Trieb genannt, inwiefern er auf etwas geht, das äußerlich mit ihm verbunden werden kann; wird er wirklich durch einen Gegenstand näher bestimmt, der schon äußerlich mit ihm verbunden ist, so wird er dadurch Neigung. *) Daß wir z. B. denken geschieht instinctmäßig, daraus erfolgt der Trieb nach Vorstellungen des Verstandes und der Vernunft. Die Begierde aber über Religionssachen nachzudenken, ist eine Neigung, weil sie die Anwendung des vorher noch unbestimmt strebenden Triebes auf einen bestimmten Gegenstand enthält.

Instincte und Triebe sind also unter die Naturanlagen zu zählen, aber die Neigungen ge-

*) Schmids Psychologie. IV. Th. §. 94. Fgg.

gehören schon unter den Einfluß der Bildung, welche also erst bey der Bestimmung der Sinnesart zunächst vorkommen. Es ist auch äußerst schwer die Triebe, abgesondert von den Neigungen, worin sie sich äußern, zu bestimmen, da man immer versucht wird, auf ihre Rechnung etwas zu schreiben, das doch durch die auf uns wirkenden Dinge bewirkte Modification ist, und woran Erziehung, Gewohnheit, freyer Wille mehr Schuld ist, als das Naturell.

Die Triebe hängen ab von der Beschaffenheit der Seele und ihrer Vermögen. Unter Seele verstehen wir das Subject der Vorstellungen und Wahrnehmungen in uns, und unter Vermögen der Seele das, was ihre Bestimmungen möglich macht. Die besondre in den einzelnen Menschen verschiedne Beschaffenheit dieser Vermögen heißt Fähigkeit. Da wir nun bey Beurtheilung eines Menschen nicht das erst ausmachen wollen, was dem Menschen überhaupt zukommt, denn das wird bey jedem zum Grunde gesetzt, sondern das wodurch er sich von jedem andern unter-

schei-

scheidet, so haben wir auf seine eigenthümlichen Fähigkeiten vorzüglich zu merken. Die Fertigkeiten gehören als Bestimmung der Fähigkeiten durch Gegenstände zur Bildung.

Die Seele steht in einem wahrnehmbaren Zusammenhange mit dem Körper; ihre Anlagen werden durch körperliche Triebe bestimmt; von den körperlichen Trieben hängen die des Begehrungsvermögens ab. Die besondre Art, wie die Lebenskraft auf die Seele wirkt, ist das Temperament, welches auf der besondern Beschaffenheit des Körpers und der Lebenskraft beruht, d. i. auf der Complexion. Will man deren Gründe noch weiter aufsuchen, so wird die Beschaffenheit und das Verhältniß der festen und flüßigen Theile in dem Körper, so wie seine ganze Organisation, Gestalt und Ausbildung in Betracht gezogen.

Lassen Sie uns noch etwas in das Detail gehn.

1) Die Complexion. Zur ganz genauen und bestimmten Charakterisirung des Menschen

schen, gehört die Beantwortung folgender Fragen:

a) Welche Beschaffenheit, Gestalt, Größe hat sein Körper? welches ist insbesondre die Gesichtsbildung, welche ihm die Natur gab?

b) Ist sein Knochenbau grob — fein — proportionirt ꝛc.? Die Muskelkraft stark — schwach — das Fleisch hart — weich? — Die Fibern, Gefäße, Nerven reitzbar — stumpf — thätig?

c) Von welcher Beschaffenheit und Mischung sind die Säfte — scharf — gallicht — ist er vollsaftig ꝛc.?

d) In welchem Verhältniß steht das alles — trockne und flüßige Theile — zu einander? —

Dieses ist um so nöthiger zu wissen, da die Bestimmungen des Körpers und der Complexion wieder Aufschluß über die Modificationen der Sinnesart geben, weil sie einen großen Theil des Stoffs enthalten, welcher die Neigungen entwickelt. Vollsaftigkeit z. B. veranlaßt gewisse Reitzungen; ein Herkules wird schon durch seinen Knochenbau und sei-

seine Muskelstärke zur Körperanstrengung aufgefordert.

2) Das Temperament. Es liegt der Seele schon näher, weil es in der besondern Art, wie die Complexion auf die Seelenvermögen wirkt, besteht, oder in der Wirkungsweise der physisch-animalischen Lebenskraft. So vielfach, als diese ursprünglich seyn kann, so vielerley sind auch die Temperamente. Da diese theils im Empfangen, theils im Bilden (Empfinden — Bewegen?) wirksam ist, so giebt es hiernach vier Haupttemperamente:

a) Hervorstechende Wirksamkeit im Empfinden — vorzügliche Reitzbarkeit;

b) Vorzüglich starkwirkende Lebenskraft im Bilden, oder besondre Regsamkeit;

c) Beydes gleich stark;

d) Beydes gleich schwach.

Man kann das Temperament hiernach nennen: 1) das reitzbare (ästhetische). 2) das heftige (energische); 3) das feurige (ätherische); 4) das kalte (pflegmatische). Ohne diesem Versuche einer Eintheilung die Vollkommenheit zusprechen zu wollen, welche ich an al-

allen bisherigen Temperaments-Eintheilungen vermisse, halte ich sie doch von manchen Fehlern derselben frey, und für praktisch. Es darf nemlich in dem Temperamente nichts von Beschaffenheit des Gemüthes, am wenigsten von Moralität, aber auch nichts von muthmaßlichen körperlichen Ursachen, oder dem, was die Complexion enthält, vorkommen. Bey der Benennung: sanguinisch, cholerisch, melancholisch, denkt man zuviel theils an eine gewisse Mischung der Säfte, die noch gar nicht ausgemacht ist, theils an eine Handlungsweise, welche doch erst durch freye Selbstbestimmung hervorgebracht worden. Soll das Temperament bloß zum Naturell gehören, — und dahin müssen wir es rechnen, wenn wir nicht das Beurtheilen des Charakters verwirren wollen — so muß es in der Wirksamkeit der Lebenskraft bestehen, insoferne sie noch keinen Einfluß von den Veränderungen des Gemüths erlitten hat. Diese Wirksamkeit enthält einen sicheren Eintheilungsgrund, wenn man auf ihre Art und zugleich auf ihren Grad sieht, welches wir hier versucht haben. Denn

die verschiednen Arten finden sich immer beysammen in jedem Subjecte, nur ihr gegenseitiges Verhältniß und ihre Stärke ist verschieden. Freylich würde eine Eintheilung, welche gar nicht auf den Grad Rücksicht nimmt, den Menschenbeobachter am sichersten leiten, weil er so allezeit nach dem Mehr und Weniger schwankend seyn muß, unter welche Hauptklasse er das Subject fassen soll: allein ich weiß eine solche Eintheilung nicht zu finden. *) Da alles, was uns nur in der Erfah-

*) Die Plattnerische Eintheilung der Temperamente, nach einem doppelten Seelenorgan ist eine scharfsinnige Hypothese. Allein abgesehen davon, daß man nicht weiß, warum nur zwey Seelenorgane angenommen sind, und nicht noch ein drittes als Medium, und ob überhaupt diese Idee hinlänglichen Grund hat, so wird schon zu viel von dem geistigen Einfluße darunter begriffen; und überdas sind die Benennungen von Nebenbegriffen begleitet, welche auf eine moralische Würdigung hindeuten. Namen von Völkerschaften hergenommen (z. B. das attische, böoti-sche,

fahrung und so auch in dem erscheinenden Charakter, vorkommen kann, einen Grad hat, welcher stärker und schwächer seyn mag: so hat man doch bey dieser Eintheilung der Temperamente den Vortheil, daß man jedem Subjekte seinen Platz leicht unter einem der vier Abtheilungen anweisen kann, je nachdem eine Richtung oder ein Grad der Lebenskraft mehr oder weniger hervorsticht. Dabey ist aber freylich nicht zu vergessen, daß auch hierin kein Mensch dem andern gleich sey, daß es eben so viele Temperamente im Grunde gebe, als es Menschen giebt, und daß, wenn man alle zu-

sche, römische ꝛc. Tr.) geben dem Menschen durch sein Naturell entweder zu viele Vorzüge, oder etwas Verächtliches: beydes darf aber keineswegs seyn, da jedes gut ist, als Geschenk der Natur, keins mehr, keins weniger; nur durch die freye Behandlung seiner selbst wird es veredelt oder erniedrigt. — Die Metzgerische Eintheilung in das lebhafte und träge Temperament stellt nur zwey Extreme dar, und läßt der Subsumtion zu viel unbestimmten Spielraum.

zusammenstellte, sie so von einander in unmerklichen Abstufungen geflossen zu seyn scheinen, daß sich nirgends eine Grenzlinie zeigt. Wie das helleste Licht in Nacht verfließt, so verliert sich das feurige Temperament durch die unübersehbare Menschenreihe hindurch in die tiefste Stufe des pflegmatischen, wo sich kaum die Lebenskraft noch regt. Diejenigen Menschen sind am schwersten unter eine dieser Abtheilungen zu bringen, welche gerade zwischen zweyen in der Mitte stehen, so wie die Polype, die Dionäa Muscipula, die Koralle u. s. w. in dem Natursystem nicht leicht unter ein Reich gesetzt werden können. Uebrigens lassen sich unsre Haupttemperamente noch in so viele Unterabtheilungen zerlegen, als man nur will.

Wenn wir von der Sinnesart ausführlicher reden, so werden wir sehen, wie schon in der frühesten Kindheit die Vernunftkraft unmerklich in das Temperament einfließt, und ihm Modificationen giebt, welche gemeiniglich für unschuldiges Naturell gehalten werden, aber wirklich schon moralisch sind.

Auch

Auch wird sich uns dann deutlicher ergeben, wie mit dem pflegmatischen Temperamente ein eben so herrlicher Tugendcharakter hervorgehen könne, als mit dem feurigen, und daß nur Mangel an Menschenkunde wegen der verschiedenartigen Aeußerung die Temperamente in Rücksicht der Moralität als verschieden würdigen kann.

3. Die Fähigkeiten. Nach den drey Grundvermögen der Seele giebt es Verschiedenheit

a) in der Vorstellungsfähigkeit;

b) in der Gefühlfähigkeit;

c) in der Begehrungsfähigkeit;

Was a) die Vorstellungsfähigkeit betrifft, so haben wir bey dem Gegenstande unserer Nachforschung folgende Hauptfragen so detaillirt als möglich auszumachen:

aa) Wie ist das Wahrnehmungsvermögen beschaffen? und zwar

α) in den Sinnenwerkzeugen?

β) in der Aufmerksamkeit,?

γ) in der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse?

bb) Wie die Verstandesanlage, nemlich

α) das Vermögen zu begreifen — langsam? — schnell? — schwach? ꝛc.

β) Die Urtheilskraft — scharf? — stumpf? — findet sie leichter die Aehnlichkeiten oder die Verschiedenheiten? ꝛc.

γ) Die Vernunft — zu hohen Ideen aufgelegt, — oder geneigter den tiefen Gründen nachzuspüren? — zum analytischen Denken, oder zum synthetischen mehr gemacht? ꝛc.

Die Beschaffenheit dieser Fähigkeiten entscheidet vieles über den moralischen Charakter. Manchem hat es z. B. die Natur leicht gemacht, seine Aufmerksamkeit von etwas wegzuwenden, manchem wird die Hinlenkung derselben auf andre Gegenstände schwerer. Ferner: die Gewissenhaftigkeit wird von der natürlichen Stärke und Schwäche der Urtheilskraft erleichtert oder erschwert, wodurch sich wiederum Verdienst und Schuld mehrt oder mindert. Auch begünstigt die natürliche Vernunftfähigkeit mehr oder weniger die Auffassung und Beherzigung moralischer Ideen. Ueber das ist die Beantwortung der folgen-

den

den Puncte großentheils durch die vorhergehenden erleichtert.

b) In Absicht der Gefühlfähigkeit; welches ist

aa) Der Gegenstand ihrer natürlichen Stimmung? — welche körperliche, welche geistige Gefühle? zu welcher Art mehr gestimmt?

bb) Der Grad? — tiefgehend? — oberflächig? —

cc) Das Verhältniß? — bleibend? — wechselnd? ꝛc.

c) Endlich die Begehrungsfähigkeit betreffend

aa) welche Instincte und Triebe?

bb) wie deren Grad und Verhältniß gegen einander?

Sie sehen schon aus diesem leichten Umrisse, welchen wir vielleicht in der Folge einmal weiter auszeichnen, wie viel wir zu thun haben, um nur erst ein genaues und gründliches Urtheil über die Gemüthsart des Menschen zu fällen. Aber dieses wird noch gar sehr dadurch erschwert, daß sich das Naturell unter die Sinnesart versteckt, und manches

Anlage scheint, was Ausbildung ist. Selbst in der zarten Kindheit läßt sich das Naturell schon schwer in seiner Reinheit auffassen. Und doch kömmt uns so viel darauf an, das zu wissen, wozu die Natur noch vor aller Bildung den Menschen am meisten bestimmte und begünstigte. Ohne diese Kenntniß hat weder die Erziehung noch die Beurtheilung einen ganz sicheren Grund.

Ein vorzügliches Hülfsmittel hierzu zu gelangen, wäre die Physiognomik, wenn wir nur erst etwas mehr als einzelne gute Bemerkungen darin besäßen. Sie besteht in der Kunst aus dem Bau des Körpers und seiner Theile auf die Naturanlagen zu schließen. So lange sie nicht sorgfältig von der Pathognomik geschieden worden, welche die Zeichen der Sinnesart, oder die Spuren der Eindrücke und Neigungen angiebt, so konnte nicht viel darin geleistet werden. Wenn wir nur erst einmal wüßten z. B. welche Triebe ein starker Gliederbau, welche Verstandesfähigkeit diese oder jene Formung der Stirne ankündigt, so wie z. B. der Obstgärtner, aus

der Form des Baums auf die Art des Obstes schließet: so würden unsre Urtheile über die Anlagen des Menschen, über das Dessin, welches die Natur in sie gelegt hat, über ihre beste Behandlung, und über die Fordrungen an ihre moralische Natur, einen hohen Grad von Zuverläßigkeit erreichen. Bis dahin bleiben wir Stümper, aber nicht müßig, um dem Ideale der Menschenbeobachtung uns anzunähern.

Von Ihnen, liebster Freund, erwarte ich aufrichtig gesprochen, hierin viel. Sie haben das anthropologische Studium schon auf der Universität zu Ihrem Lieblingsstudium gemacht; Sie haben nicht nur Seelenlehre, sondern auch Anatomie und Physiologie schon gehört, und dadurch einen Grund zum richtigsten Menschenstudium gelegt, wie ihn Wenige legen, und dessen Mangel den geübtesten Weltmann, bey allen seinen Erfahrungen von dem ihm sonst möglichen Grade der Menschenkenntniß zurückhält. An die Vortheile, welche Sie dadurch in Ihren Stand eines Erziehers und

Predigers mitbringen, darf ich Sie nicht erinnern. Ohne diese Kenntniße wäre Ihnen das gelehrteste Studium der Theologie in Ihrer praktischen Laufbahn so wenig nütze, als dem Lahmen die schönsten Spatziergänge. Sie werden immer größere Freude an Ihren Fortschritten in diesen Kenntnissen finden.
L. S. w.

Vierzehnter Brief.

Dießmal will ich dem Gange Ihres Brie-fes folgen; wenn ich Sie nur so angenehm unterhalten könnte, als Sie mich durch Ihr Nachdenken und Ihre glückliche Darstellung unterhalten. Fürs erste reden Sie von der Eintheilung der menschlichen Triebe, welche der Verfasser der Briefe über die ästheti-sche Erziehung aufgestellt hat. *) Sie glau-ben nach der Behauptung meines vorigen Briefes wären die ersten Vorstellungen des Kindes Wirkungen des Sachtriebes; die fol-genden aber, worin sich die Verstandesbegriffe darlegen, von dem Spieltriebe, und die Ver-nunft-

*) Sachtrieb, Formtrieb, Spieltrieb.

nunftäußerungen mehr von dem Formtriebe gewirkt. Ich gienge also darin von jener in den Horen aufgestellten Theorie ab, daß ich sie kurz hintereinander, und zwar schon in der Kindheit, zum Vorschein kommen ließe, da sie dort sich in längeren Perioden entwickeln. Allein eben dieser Umstand wird Ihnen beweisen, daß der Erfinder jener Theorie etwas anders unter diesen Trieben denken muß, als Sie in meiner Entwicklung der ersten Seelenkräfte finden. Ich will Ihnen also meine Meinung über jene Eintheilung der Triebe, so weit ich noch zur Zeit in deren Theorie einzudringen vermag, kürzlich sagen.

Ohne Zweifel sind alle Grundtriebe der menschlichen Natur schon in der ersten Kindheit wirksam, wie es der Begriff eines Triebes schon mit sich bringt; obgleich einer mehr sichtbar als der andre. Nun giebt es zwey Grundtriebe oder Instinkte, weil das Grundvermögen unsrer Seele sich theils als selbstthätiges theils als empfängliches äußert: *)

ei-

*) Schmids Psychologie. IV. Th. §. XXIC.

einen Trieb nach Stoff, und einen nach Bearbeitung des Stoffs. Der erstere kann Sachtrieb, der letztere Formtrieb heißen. Je mehr nun der Trieb nach Erhaltung, Vermehrung und Belebung des Stoffs den Trieb, diesen Stoff durch Selbstthätigkeit zu bearbeiten, übersteigt; oder je vorherstechender sich der Trieb nach Genuß — sowohl grobsinnlichem oder feinerem vermittelst der Einbildungskraft äußert; um destomehr Sachtrieb wird bemerkt. Im umgekehrten Falle, wenn man mehr denken als genißen, die Vernunft mehr wirken lassen will, als die Sinnlichkeit: so zeigt sich der Formtrieb wirksamer. Wenn nun beyde in gehörigem Verhältniße wirken, so wäre dieß dem Spieltriebe zuzuschreiben, oder dem Triebe, welcher in richtigem Verhältniße der Sinnlichkeit und Vernunft alle Seelenkräfte in harmonische Thätigkeit setzt. Diese Thätigkeit wäre denn allerdings das Ziel der Erziehung. Sie ist es, welche alle Tugenden hervorbringt, daß sie Tugenden sind (daß die Handlungen die Form der reinen Vernunft tragen), und

wozu dann die Neigungen zusammenstimmen; sie bildet den edeln Charakter, welcher in den natürlichen Neigungen den Sachtrieb wirken läßt, aber so, daß durchaus in ihnen die Vernunftherrschaft erscheint; sie ist also die vollkommste Wirksamkeit des Formtriebes in der möglichsten Ausbreitung des Sachtriebes, und das Höchste, wozu es die Uebung und gehörige Unterordnung beyder bringen kann, die Vollendung des tugendhaften Charakters.

Sie erinnern Sich hierbey an unsre Gedanken über das Edle des Charakters, welche Sie hiermit übereinstimmend finden werden. Auch werden Sie hieraus abnehmen, daß ich nach meiner Aeußrung über das Tugendgenie eine frühzeitige Wirkung dieser Triebe behaupten muß, welche da, wo sie von Anfang schon harmonisch ist, frühzeitig die Anlagen so bildet, wie wir sie bey dem Genie zur Tugend bestimmten. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier zur Erinnerung etwas aus Ihrer damaligen Antwort abschreibe. „Die Knospe „des tugendhaften Charakters," schrieben Sie — „kann sich also überall nur durch einen

„inneren Trieb öffnen; und unter den vielen „Keimen, die wir im jugendlichen Herzen „entdecken, ist das nur der eigentliche Tu„gendkeim, welcher sich durch seine innere „Kraft unterscheidet, womit er alles, was ge„gen ihn sich andrängt, auseinander treibt, „und über die andern hinaus sich entfaltet. „Ohne Bild zu reden: in keinem menschlichen „Herzen hängt die ursprüngliche Entstehung „der Tugend von einem Triebe der Sinnlich„keit ab. Es mögen ihr manche entgegen „oder manche gemäß wirken, so muß sie als „ein Produkt eines ganz andern Triebes, „diese erst billigen, jene verwerfen. Durch „keinen Zug der Sinnlichkeit wird der Mensch „mehr oder weniger in den Stand gesetzt, „jene erste gute Maxime, welche der Sinn„lichkeit überhaupt den Gehorsam aufkündi„get, und sie sich vielmehr unterwirft, zu er„greifen. Dieses muß bey dem einen Men„schen gerade so seyn, als bey dem andern, „weil sonst derjenige, bey welchem es nicht „so wäre, d. h. welcher eine Maxime nicht „annehmen könnte, welche so unabhängig

„von

„von der Sinnlichkeit ist, daß sie von sich „diese vielmehr abhängig macht, gar keine „Anlage zur Moralität hätte, gar keiner Zu„rechnung fähig wäre, und unter die Klasse „der nichtmoralischen Wesen, wie die Thiere „und Bäume, gehörte. Wo aber der Vernunft„trieb ist, da ist Möglichkeit der Tugend.“ —

Nennen Sie diesen letzteren Formtrieb, so werden Sie zugleich behaupten, daß er mit dem Sachtriebe uranfänglich vorhanden sey, und folglich wirke, wenn gleich der Grad dieser gegenseitigen Wirksamkeit nicht immer der erwünschteste ist.

Den andern Gedanken, welchen Sie hatten, lassen Sie uns ebenfalls noch etwas festhalten. Er betrifft die Mannigfaltigkeit in den Formen der menschlichen Charaktere, worin doch Einheit herrschen soll. Diese Einheit kann nun in nichts anders als darin bestehen, daß in jedem Menschen ein Mitglied der moralischen Welt erscheine; daß mithin jeder als sittliches Wesen sich immer mehr

muß

muß vervollkommnen, und zum höchsten Grade der menschlichen Güte aufsteigen können. Keiner darf also — und das schließen Sie ganz richtig aus der göttlichen Weltregierung — keiner darf darin verwahrloset seyn; einer wie der andre muß in seinem Naturell die Anlagen zum besten Menschen erhalten haben. Aber da jeder sein besondres Naturell hat, so wird auch in jedem die sittliche Güte in einer eignen Gestalt erscheinen. Der eine wird z. B. mehr heroische, der andre mehr sanfte Tugend beweisen; der eine hat eine natürliche Weichlichkeit, der andre Härte zu überwinden; der eine wird ein Johannes, der andre ein Petrus; aber jeder in seiner Art ein sittlichguter Mensch. Nur wäre diese Einheit in dem Augenblicke aufgehoben, als den einen seine narürliche Weichheit, den andern sein Feuer zu pflichtwidrigen Handlungen hinrisse.

Für den Unkundigen kann freylich der Schein entstehen, als ob darum einer den andern an Tugend übertreffe, weil die Außenseite des einen besser gefällt, als die des andern. Aber wirklich kann gerade umgekehrt der, dessen

Tugendäußerung schöner ist, an Tugendkraft dem andern weit nachstehen. Wer ist z. B. besser, wer natürliche Sanftheit hat, oder wer bey Ausübung seiner Pflichten sein rauhes Naturell beweiset? Die meisten Menschen werden vielleicht den ersteren dem andern vorziehen, und vielleicht wird er sich selbst besser halten als den andern; dieser hingegen will nicht mehr scheinen als er ist, und ist gar wohl von seinen Fehlern überzeugt. Halten wir nun noch den moralischstolzen für besser als den offenen Charakter? Gesetzt aber jener überwindet auch seine sanfteren Neigungen auf das Gebot der Pflicht; er läßt sich z. B. weder durch das Wehklagen seiner geliebten Gattinn, noch durch das Bitten seiner Freunde, denen er Dank schuldig ist, dazu bewegen, jetzt einen Schritt zu thun, der mit irgend einer Ungerechtigkeit verknüpft wäre, und diese Festigkeit bey seinem edlen Grundsatze kostet seinem gefühlvollen Gemüthe große Schmerzen: nun scheint er vielleicht minder gut, als wenn er der nachgiebige Gütige gewesen wäre, und doch ist seine

Tugend in der Erscheinung jetzt für größer zu erkennen. Ein Brutus, der seinem Vaterherzen, seiner anerkannten Pflicht getreu, Gewalt anthut; ein Timoleon, der mit abgewandtem Gesichte und nicht ohne Thränen, seinem Bruder den Dolch durch das Herz stößt, weil er sich durch die Gesetze seines Vaterlandes dazu aufgefordert sieht: wer kann diese Männer einem gefühlvollen Weichlinge nachsetzen? Es kömmt freylich darauf an, welchen Antheil selbstverschuldete Vorurtheile und Egoismus an ihrer Härte hatten, aber der Weichherzige kann von allen dem noch mehr, und von Tugendkraft weit weniger besitzen. Merken wir auch hier auf den wichtigen Unterschied zwischen Schein und Erscheinung in Bezug auf den Charakter. Ersterer entsteht durch den ersten Anblick der Außenseite, und reitzt zu einem falschen Urtheile: letztere enthält diejenige Wahrheit, welche der Menschenkenner durch Bestimmung der wahren Triebfedern und des Grades sittlicher Anstrengung auffindet.

Jeder Mensch, einer so gut als der andre, kann die höchste Stufe der moralischen Güte auch in seinem erscheinenden Charakter erreichen. Wir glauben allerdings, daß keinen darin die Natur, sofern es bloß Naturanlagen betrifft, zurückgesetzt habe. Dieses stützt sich, wie gesagt, auf teleologische Gründe, nemlich auf unsern Glauben, daß der höchste Zweck, wozu die Gottheit die Sinnenwelt erschaffen habe, der sey, die sittliche Güte darin entwickeln und darstellen zu lassen, und daß jeder Mensch dazu bestimmt sey, einer so gut als der andre, da jeder Zweck an sich ist, dieses nach seiner Art zu thun. Verschiedenheiten werden eben darum Statt finden müssen; kein Charakter wird die Gestalt des andern tragen, so wenig zwey Personen völlig gleiche Leibesgestalt haben. Allein die Verschiedenheit wird auch nur die Form des Aeußeren, die Mischung der Anlagen, den Grad, und Inhalt, die Wandelbarkeit und Festigkeit, die Ursache und Wirkung der Neigungen betreffen. Wie groß diese Verschiedenheit auch sey, so kann sie doch überall die veredelte Hülle des sittlichguten Charakters

ters seyn. Vielleicht irren wir oft nur darin, daß wir von dieser Mannigfaltigkeit des Aeußeren auf einen zu weiten Abstand der inneren Güte schließen. Denn bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen kann vollkommene Einheit Statt finden; so ungleich die Menschen im Aeußeren sind, so können sie doch alle in Rücksicht der moralischen Güte gleich seyn, wenn sie es gleich wirklich nicht sind.

Lassen Sie uns diese Idee noch etwas auseinander setzen.

Alle Anlagen in der menschlichen Natur sind gut, denn sie kommen von Gott; sie sind zur Entwicklung und Darstellung des tugendhaften Charakters zweckmäßig; denn dazu ist der Mensch bestimmt. Wo sie verdorben sind, da ist es der Menschen Schuld, und es soll nicht so seyn.

Jeder Mensch hat sein eignes Naturell, keiner vollkommen dasselbe wie der andre.

Jeder kann am meisten thun, wenn er seine Anlagen nach der eignen Art, wie sie es erfordern, ausbildet. Jeder erfüllt am besten den Beruf, welchen er von dem Herrn der Natur

Natur erhalten hat, wenn er seinem Naturell gemäß sich vervollkommnet.

So entsteht der kraftvolleste Charakter, wenn sich der nemlich entwickelt, den die Natur angelegt hat. So wie der Mensch davon abweichet, oder ihm entgegen wirkt, so wird er in dem Verhältniße schwächer und minder nützlich für das Weltganze, als er werden könnte.

So wird auch bey jedem der beste Charakter hervorgebracht, dessen er fähig ist. Denn darauf sind seine Anlagen berechnet, und was sie störet oder schwächt, schadet immer dem abgemessenen Gleichgewichte, was zum Hervorkommen der Tugend erforderlich ist. Die zweckmäßigste Ausbildung der Naturanlagen macht, daß die Sittlichkeit in der Erscheinung am stärksten hervordringt. Gesetzt durch Entgegenwirkung gegen das Naturell würde der Charakter besser, so müßten wir entweder schon die Sinnesart mit darunter begreifen, (welches wir doch sorgfältig davon geschieden wünschen, S. den vor. Br.): oder wir müßten der Vorsehung etwas aufbürden, das ihrer

rer unwürdig ist, und was der Verehrer derselben unmöglich glauben kann. Durch die dem Naturell gemäße Ausbildung hingegen wird die Tugend am meisten natürlich, und zeigt sich also in dem edelsten Charakter, dessen dieser Mensch fähig war.

Der kraftvolleste und beste Mensch wird also jeder, welcher die Eigenheiten seiner Naturgaben in seiner sittlichen Bildung beybehält.

Jeder kann und soll auf diese Art der kraftvolleste und beste werden; jeder in dem höchsten ihm möglichen Grade; keiner ist aber von Natur zu einem höheren als der andre bestimmt.

Alle Menschen würden alsdann in Rücksicht der Tugendkraft und Tugendübung einander vollkommen gleich seyn.

Alle würden aber durchaus ungleich seyn in Rücksicht der Form, der Aeußerung, der Bestimmung ihrer Kräfte bey der pflichtmäßigsten Anwendung derselben. Diese Ungleichheit würde so stark in die Augen springen, als die Verschiedenheit in der Gesichts- und

Körperbildung, welche da, wo von frühem an das Eigne des Naturells nicht verdrängt würde, weit stärker auffallen müßte, als jetzt, wo die Menschen zu viel nach äußerer Gleichheit streben und gebildet werden. In jedem Menschen würde man alsdann eine Idiosynkrasie *) des Charakters, und doch den besten Charakter erkennen.

In den unzähligen Menschen würden dann unendlich vielerley Formen des tugendhaften Charakters erscheinen. Auf alle mögliche Art würde so unter den Menschen die sittliche Güte dargestellt, und auf das vollkommenste die Gottheit in der Menschenwelt verherrlichet werden.

Jeder Mensch würde in seiner Nation, jede Nation auf der Erdenwelt die zweckmäßigste Stel-

*) Idiosynkrasie nennen die Anthropologen gewöhnlich die auffallenden Natureigenheiten eines Menschen, z. B. daß mancher Gift ohne Schaden genießen kann, und ohne, daß er sich dieses durch Gewohnheit erwarb.

Stelle einnehmen. Die Wechselwirkung der Menschen unter einander würde gerade die seyn, welche der Allweise bestimmt hat, also die beste.

Keiner würde dem andern in den Weg treten, weil jeder eine eigne von jeder andern doch immer etwas verschiedne Bestimmung und Wirkungsart erhielt.

Da jeder der beste Mensch ist, so wird er ohne alle Nebenabsichten sich den Wirkungskreis erwählen, wozu er nach seinen Kräften sich bestimmt erkennt, und hierin würde er richtig urtheilen.

Keiner würde vollkommen dieselbe Lebensart, dasselbe Gewerbe, denselben Wirkungkreis ergreifen, wie der andre. Wenn gleich die Beschäftigung einerley ist, so würde doch die Art der Ausführung immer etwas verschieden seyn, z. B. im Ackerbau.

Jeder würde durch seine Beschäftigung im höchsten Grade wohlthätig für das Ganze seyn, und dafür von andern den glücklichsten Einfluß erhalten.

Statt daß sich die Menschen jetzt einander zu verdrängen suchen, würden sie alsdann vielmehr einer dem andern auf seine rechte Stelle verhelfen, und auf die liberaleste Art einander befördern. In jedem andern würde jeder die ganze Menschheit, und in dem Ganzen sich selbst lieben.

Keiner bedürfte gerade das, was der andre bedarf, weil seine Kräfte und sein Wirkungskreis immer etwas anders erfordern. Der eine Landbearbeiter würde z. B. besser die Ebene, der andre besser den Berg bearbeiten. Jeder würde also dem andern aus dem Wege gehen, jeder dem andern das Seinige gönnen, jeder ihm dazu beförderlich seyn. Dieses gilt von Familien und ganzen Nationen wie von dem Einzelnen.

Nirgends würde dann Versuchung zu Streit, Krieg, Neid — kurz zu einem die Gesellschaft störenden Laster und Uebel seyn.

Einer würde dem andern mit seinen Bemühungen und deren Früchten zuvorkommen. Hier bauet der nervige Mann das Feld, und fühlt sich dabey in seinem glücklichsten Beru-

rufe; er sinnt hinter dem Pfluge nach, und ersinnt mit jeden Tage größere Vortheile; denn auf nichts denkt sein Verstand so gerne als auf das edle Geschäfte, wozu ihn die Natur berief. Er giebt gerne von seinem Ueberfluße jenem tiefer sinnenden Weisen, horcht begierig auf dessen Lehren, und bietet ihm die besten Früchte seiner Arbeit an. Dafür vergißt dort jener Künstler beyde nicht, und wird nicht von ihnen vergessen, während er vollendetere Werke als einst Griechenlands trefflichste Meister aufstellet.

Ueberall das glücklichste Verhältniß, die wohlthätigste Gemeinschaft unter den Menschen. Die Freundschaft Eines gegen Alle, und Aller gegen Einen. Diese Freundschaft ist das schönste und — vielleicht einzige Eigenthum eines jeden.

Ueberall ist nur Tausch der Kräfte; alles gegenseitiges Geschenk und gegenseitiger Dank.

Bisher dankte man der Natur mehr für ihre andern Gaben: jetzt findet der Mensch in dem Menschen das köstlichste Geschenk der Natur.

Alle Pflichten der Menschen gegen einander treiben sich jetzt von selbst hervor, und jeder fühlt sich unendlich glücklich dabey.

Die besten, zweckmäßigsten Erfindungen und Fortschritte des menschlichen Geistes bringen die Menschheit immer weiter hinauf.

Das glückliche Befinden eines jeden in seiner Lage befördert seinen Fleiß und seine der Welt nützliche Thätigkeit.

Das Legale der Pflichten ergiebt sich jetzt von selbst, und die Menschen haben keine Anstrengung mehr nöthig, als ihre Triebfedern zu reinigen.

Sie erheben sich selbst und einander zur Würde der Himmelsbewohner.

Alles Gute, was die Menschen sonst nur einzeln aufzuweisen hatten, vereinigt sich jetzt zusammen, und nirgends ist mehr etwas Böses.

Auf der Erde strahlt jetzt überall Sittlichkeit in tausendfarbigen Strahlen; aus unzähligen schönen Formen athmet der alles belebende Geist. Ueberall spendet er Freude und Liebe und Dank und paradiesischen Segen. Er erhebt die Erde zum Himmel. —

Wohin reißt mich die herrliche Idee? — Meine Worte werden zu schwach, Ihre glückliche Darstellungsgabe wird sie Ihnen zur herrlichsten ausmahlen.

Es ist nur eine Idee, aber keine müßige Idee; sie liegt wenigstens dunkel und mehr oder weniger modificirt in der Seele eines jeden zum Besten der Welt betriebsamen Lehrers. Wenn die Erreichung dieses Ideals nicht das Ziel der Menschheit auf Erden ist, so weiß ich kein andres auszufinden. Die Ausbildung jedes einzelnen Menschen für die Ewigkeit betrifft seinen inneren Charakter: wozu aber soll der in der Erscheinung sich darlegende, wozu die ganze durch die Sinnenwelt wirkende Menschheit, wenn sie nicht auch einen Zweck hat, welchen nur grade Geist und Körper in Verbindung mit einander erreichet? Die Vorsehung thut nichts ohne Zwecke: so muß auch das Menschengeschlecht im Ganzen seinen Entzweck haben. Dieser kann aber kein andrer seyn, als die möglichste Darstellung der Moralität in der Erscheinung. Und erreicht ist dieser Entzweck,

wenn

wenn alle Menschen, jeder der kraftvolleste und beste, in unzähligen Formen die edelsten Charaktere aufzeigen, und zu immer reinerer Veredlung auf die künftigen Geschlechter fortpflanzen.

Menschheit, wie groß, wie ehrwürdig erscheinst du mir jetzt! Wie verherrlichst du in dir die Gottheit! Auch in der sinnlichen sehe ich jetzt eine herrliche Gotteswelt!

Sie begeistre uns, diese Idee, um dahin zu arbeiten, daß wir uns und mit uns die Welt sich ihr annähern. Denn beständige Annäherung dazu ist uns, ist der ganzen Menschheit geboten. Nur kleine Seelen, die solche große Ideen nicht fassen mögen, setzen sie verächtlich auf die Seite, weil sie gewohnt sind, nur dahin zu streben, was sichtbarlich und nahe vor den Augen liegt, daß sie es mit den Händen greifen und in ihren Genuß verwandeln.

Die Menschheit nähert sich aber nur dann dem großen Ziele an, wenn sie viele und immer mehrere und bessere moralische Charaktere aufzuweisen hat. Je mehrere Menschen

nun

nun ihrem Naturell gemäß gebildet werden, desto kräftiger und glücklicher wirkende Mitglieder des Ganzen. Desto schneller sind auch die Fortschritte und desto leichter werden andre dahin gebracht, um ihrem natürlichen Berufe zu folgen. Da vermehrt sich dann das Reich der Sittlichkeit in mehr als geometrischem Verhältnisse, stärker als die Potenzen aus der Wurzel erwachsen.

Sehen Sie also einen der ersten Grundsätze der Erziehung? Aber Sie bemerken auch wohl eine der herrschendesten Verkehrtheiten bey Eltern und Erziehern. Doch davon in der Folge.

Nicht gewaltsame Umstürzungen, nicht Revolutionsgeister, nicht stürmisches Reklamiren der Rechte sind hier, so wie überall, der Weg zum edeln Ziele zu gelangen. Er ist einfach und ruhig und jedem offen der Weg, die beste Welt, das Reich Gottes auf Erden herbeyzuführen. „Sey tugendhaft — strebe nach Wahrheit — sey thätig in deiner Pflicht, und hoffe alles Uebrige von der allwaltenden Vorsehung!" so ruft jedem von uns zu

der

der Genius der Menschheit durch die Stimme der Vernunft und des Christenthums.

Dem hohen Ziele einer allseitigen Ausbildung aller in die Menschen gepflanzten Kräfte konnte nicht anders, als durch das Reiben der Kräfte, wodurch Cultur und Vielseitigkeit entstand, entgegen gearbeitet werden. Wäre der Mensch im bloßen Naturstande geblieben, so hätten tausend der edelsten Keime ersterben müssen. Allein die Menschheit mußte in den Stand der Cultur und der damit verknüpften Uebel treten, um erst darin einen reinen Gewinn von ausgebildeten Kräften zu sammeln, und mit diesem dann die Natur wieder zu verschönern und zu veredeln, sich zur höchsten Einfalt zu erheben, und die Humanität in ihrer herrlichsten Gestalt aufzustellen. Hinter uns liegt ein goldnes Zeitalter der bloßen Natur und des geistlosen Genußes, vor uns erhebt sich ein Paradieß, wo die Erde dem Himmel, die Menschen den Geistern des Himmels sich nähern. Welche Freude, wenn wir einst aus unserm höheren Wirkungskreise auf die veredelte Menschheit herab-

schau-

schauen,, und ein himmlischer Freund flüstert uns zu: „siehe, auch deine Saat reifet!“ — Bedarf es noch eines größeren Lohnes? — Doch es sieht aus, als wollte ich Ihnen dadurch noch Beweggründe geben, und als kennete ich die Natur der edeln Seelen nicht, welche keinen andern Beweggrund verlangen als: „ich stifte Gutes dadurch; es ist meine Pflicht.“ L. S. w.

Funfzehnter Brief.

Auch mein Ohr, bester Freund, und mein Herz erschütterte der Kriegsdonner, als ich den letzteren Brief schrieb, so wie es bey Ihnen der Fall war, als Sie ihn lasen. Ganz natürlich, daß Sie dabey ängstlich dachten: „Ist das die Welt, worin jenes Ideal seine „Wirklichkeit einst erhalten soll?“ — Aber ein Beweis von sittlicher Stärke war es, daß Sie Sich gegen alle diese Zweifel an der Menschheit mit jenem Glauben stärkten, welcher nur allein in den tugendhaften Herzen mehr ist als Worte. Ja, Freund, dabey soll es bleiben: „Wir glauben felsenfest an „die ewige Vorsehung und darauf soll sich eine „Hoffnung gründen, welche sie ehrt, die „Menschheit erhebt, und uns zum nützlichen

„Wir-

„Wirken befeuert.“ Und auch da sprechen Sie mir aus der Seele, wenn Sie sagen: „Wer ein solches Ideal, worin wir das Ziel „der Menschenwelt setzen, für einen leeren „Traum hält, der muß wenig Kraft der sitt„lichen Ideen in sich zu erfahren gewohnt „seyn, und alle Bemühungen der Menschenver„besserer gerne für unnütz erklären.“ —

Ob Sie nun auch in der Folge eben so einverstanden mit mir seyn werden, wenn wir unsre jetzigen Betrachtungen auf Erziehung anwenden? Doch wir wollen gemeinschaftlich die Wahrheit suchen. Genug, Sie sind nun auch der Meinung, daß, wenn alles unter den Menschen wäre, wie es seyn, und wohin es durch die Kraft der Menschen gebracht werden soll, ein jeder ein Original in der Naturkraft, und ein Nachbild in dem Freyheitsgesetze sey; daß jeder um so vollkommner sey, je stärker und kraftvoller die Züge seiner Originalität sind, und je wirksamer die sittliche Kraft ist, um in dem Gebrauche der gebildeten Naturkräfte dem Urbilde reiner Güte sich anzunähern; daß endlich die Menschenwelt das

höch-

höchste Ziel erreiche, wenn sie in unzähligen verschiedenen Charaktern die Einheit der sittlichen Gesetzgebung darstelle, indem in jedem durch eigne Züge kraftvoll und zweckmäßig ausgezeichneten Menschen ein Repräsentant des höchsten Gesetzgebers erscheine.

Zwey Fehler begeht in der Absicht unsre bisherige Erziehung. Entweder läßt sie das Kind verwildern, und sucht das noch oft durch das Genie zu beschönigen, welches in der Freyheit am besten aufkäme: oder sie verwischt die natürlichen Charakterzüge, und zwingt die Menschen zu sehr in Eine Form. Jener Fehler bringt sogenannte Genies oder Originale zur Welt, welche theils unglücklich sind, theils unglücklich machen. Er beruht auf dem Misverstand, wenn man das für reines Naturell hält, was ein Auswuchs ist, welchen verschrobne Bildung hervorbrachte, und worin alle Spur der sittlichen Gesetzgebung verschwindet. Weit entfernt, daß solche Charaktere in ein schönes Gemälde der Menschenwelt gehörten, verunstalten sie vielmehr als Carricaturen das Ganze, und sind

höchst

höchst verwerflich. Sie stellen gewöhnlich die schlimmsten, gefährlichsten Menschen dar, indem ein Cartouche wegen seiner vorzüglichen Naturgaben mehr böses zu thun gereizt und begünstigt wird, als ein armseliger Schwächling, und wohl noch gar verleitet wird, sich für besser zu halten. Allein in Absicht des Weltbestens ist selbst der kraftloseste Weichling einem excentrischen Menschen vorzuziehen, welcher durch seine regellose Laufbahn alles um sich her beunruhigt. Originalität ohne Gesetzmäßigkeit ist ein Auswurf der Menschheit. Und wer noch gar etwas darin setzt, ist wirklich der verächtlichste Mensch; wir wollen ihn aber lieber bedauern. Die sogenannte Genie's, welche sich auf Universitäten, und nachher in einem ausschweifenden müßigen Leben herumtreiben, sich darauf etwas dünken, und von den Schwachen für starke Geister gehalten werden, und vollends die, welche ohne Originale wirklich zu seyn, sich originalsüchtig zeigen, sind armselige Wichte, an welchen man sich verdient machen würde, wenn man sie in zweckmäßig einge-

rich-

richtete Verbesserungshäuser brächte. So nothwendig ist es also, l. Fr. daß wir mit der Eigenheit des Naturells die sittlichgute Gesinnung verknüpfen, und die scharfe Grenzlinie zeigen, wodurch die Sinnesart und Denkungsart sich von der Gemüthsart scheiden.

Der andre Fehler ist ein Misverstehen der sittlichen Einheit, welche man dadurch erreicht glaubt, daß das Aeußere der Menschen gleichsam in Eine Form gegossen wird. Man bedenkt nicht, daß die Gaben, welche Gott giebt, mancherley sind, daß jeder mit der Gabe, womit er gesegnet worden, den Geber verherrlichen solle, daß man sie also auszubilden und zur Ehre des Schöpfers anzuwenden, durch die Sittenlehre gehalten sey. Darin, in diesem herrschenden Grundsatze, soll die Einheit der Charaktere bestehen. Jener ziemlich allgemein beliebte Misbegriff der Erziehung bildet dagegen nur Alltagsmenschen (ein Wort, wodurch die gesunde Vernunft schon in dem gemeinen Sprachgebrauch ihren Unwillen darüber bemerken läßt), bleibt der Welt manchen Newton schuldig, und ist Ursache, daß die

Cha-

Charaktere, welchen die Natur starke Kraft mitgab, zur Widersetzlichkeit gegen die gewaltsame Erziehung, zu schiefer Richtung, und zu unglückseliger Ausgelassenheit gereitzt werden. So lange dieses noch geschieht, behält der Ausdruck: die verkehrte Welt, leider! noch seine Anwendung, denn in dem Thun und Treiben der Menschen ist selten etwas an seinem rechten Orte, und das Gute, welches sich hin und wieder hervorarbeitet, hat in der Regel mit dem entgegen dringenden Bösen rund um sich her einen heftigen Kampf. Hieraus sehn Sie denn auch, warum flache Physiognomien, d. i. solche in welchen nichts besonders sich ausdrückt, unsern Beyfall nicht leicht erhalten.

Um desto dringender wird uns die Untersuchung über die Sinnes- und Denkungsart. Jetzt nur vorerst ein kurzer Umriß, bis wir in der Folge wieder darauf kommen.

Die Sinnesart besteht in dem durch die Eindrücke modificirten Gemüthe, oder in den Verändrungen, welche das Naturell durch

Ausbildung erhalten hat. Obgleich jeder einzelne Eindruck, jedes vorhandene Gefühl, jede Neigung, jede Vorstellung dazu gehört, so versteht man doch gewöhnlich nur das Herrschende, was in dem Wechsel dieser Verändrungen zurückbleibt, um die Summe dieser Verändrungen, als der Ursachen der herrschenden Sinnesart, dadurch zusammen zu fassen. Die Kenntniß des Charakters wird aber um so deutlicher, je tiefer man in diese einzelnen Ursachen und Bestandtheile eindringt. Wir versuchen nun eine Classification. Die Sinnesart ist die Modification des Naturells, sie wird also eben so wie dieses abgetheilt, und der Menschenforscher sucht in der Absicht folgende Fragen zu beantworten:

1) die Complexion betreffend — ist ihre Natur verändert worden, oder ist sie geblieben? Das letztere wird bey unsrer Welt nie, wenigstens nie ganz, der Fall seyn. Immer ist sie doch etwas anders durch den Einfluß der Dinge von außen, sowohl unmittelbar auf den Körper, als mittelbar durch die Seelenkräf-

kräfte geworden. Es ist nun die Sache des Beobachters zu bestimmen:

a) was hat sich ganz geändert, und was ist von Anlagen ihr gemäß ausgebildet oder verstärkt worden?

b) wodurch ist dieses bewirkt worden? welche Seelenkräfte, welche Körperkräfte waren dabey im Spiele? und welcher Stoff wurde diesen gegeben, welcher das Gleichgewicht störte, und der Natur entgegen wirkte?

c) welche Spuren der Sinnesart sind dem Körper eingedruckt? und was für Materialien für die Pathognomik sind dabey zu sammeln?;

2) das Temperament;

a) inwiefern ist es noch das ursprüngliche, reine? —

b) worin und wodurch ist es anders geworden?

3) in Ansehung der Gemüthsvermögen —

a) welche Modificationen der Grundvermögen?

aa) welche des Vorstellungsvermögens?

α) welche formelle Bildung der Sinnlichkeit des Verstandes — der Vernunft?

β) welche materielle?

γ) in welchem Verhältniße gegeneinander?

δ) durch welche Ursachen bewirkt? —

bb) des Gefühlvermögens?
auf dieselbe Weise, wie bey dem Vorstellungsvermögen; — so auch die Fragen,

cc) das Begehrungsvermögen betreffend — welche Neigungen? ꝛc.

b) welche Bestimmungen, die die abgeleiteten Vermögen, die Kräfte, Fähigkeiten, erlitten haben? Also welche Fertigkeiten? wie verhalten sie sich zu den Fähigkeiten? worin sind sie gegründet? Fertigkeit heißt nemlich eine durch äußere Verhältniße bestimmte, oder mit einem Worte: eine erworbene, Kraft.

Alle diese Fragen werden sich um so besser beantworten, je länger wir den Menschen beobachten; am besten, wenn wir ihn von seiner Kindheit an genau bemerkten, und wohl gar behandelten. Wäre es möglich das Naturell in der Beobachtung rein aufzufassen, so würde es uns leicht seyn, die Sinnesart zu erkennen.

nen. Allein nur durch die letztere können wir gewöhnlich dem ersteren auf die Spur kommen, und oft ist diese schon in der frühesten Kindheit durch zufällige Eindrücke verwischt. Daher ist denn gewöhnlich unsre Kenntniß eines Menschen ein Aggregat von Muthmaßungen, die öfter vielleicht trügen als treffen, und wobey ein nach Gefühl, und ich möchte sagen, mit einer gewissen Divinationsgabe, urtheilendes Frauenzimmer weit richtiger trifft, als der an die bloße Richtschnur der Grundsätze sich haltende Menschenforscher.

Nun noch etwas von der Denkungsart.

Sie besteht in dem Einfluße der Vernunft auf das Handeln, und ihre Kenntniß ist die genauere Ausführung dessen, was so eben bey der Sinnesart unter Nro. 3. a, aa, α, angegeben worden. Sie wird durch die Beantwortung folgender Fragen gezeigt:

1) ihre Materie betreffend:

a) welches ist der Vorrath der Maximen, oder der Grundsätze, die das Handeln bestimmen?

b) wodurch sind sie gebildet worden?

c) in welchem Verhältnisse stehen sie unter einander? wie subordinirt oder coordinirt? —

2) In Absicht ihrer Form:

a) wie verhält sich überhaupt die Vernunft zur Sinnlichkeit? —

b) welchen Antheil haben die Gefühle und Neigungen an den Maximen? inwiefern sind es also Vorurtheile?

c) wie stark wirken die Grundsätze auf die Richtungen der Sinnlichkeit?

d) welchen Antheil hat die sittliche (reine) Vernunft an den Maximen? — welche Grade der Reinheit finden bey diesen Statt? — wie weit verbreitet sich ihre Wirksamkeit? — ist sie anhaltend oder vorübergehend? (Insofern sich das alles nemlich in der Erscheinung darlegt, wie oben gezeigt worden.)

Dieser Umriß sey jetzt genug, da wir in Zukunft doch noch einmal ausführlicher davon sprechen müssen. Sie sehen, daß auch hier nicht wenig zu studieren ist, um den Menschen kennen zu lernen, unerachtet die Denkungsart mir leichter als die übrigen Grund-

züge des Charakters sich zu entdecken scheint. Gewöhnlich setzt man hierin den ganzen Charakter, und glaubt genug zu wissen, wenn man einige der herrschenden Maximen kennt. Allein wir haben gesehen, daß noch weit mehr dazu erfordert wird, um im Stande zu seyn, ein gegründetes, genaues und bestimmtes Urtheil über den Menschen zu fällen.

Schwer und mißlich ist demnach das Geschäft der Menschenbeurtheilung, aber das soll uns nicht abschrecken. Es ist eine unerläßliche Aufgabe für den, welcher zum Ziele der Menschenveredlung hinanstrebt. Und dieses Ziel ist zu erreichen, denn es soll erreicht werden; es bedarf also nur eines Herzens voll Muth und Wahrheitsliebe, und eines Kopfes von gesunder Urtheilskraft, welcher das, was man zu jenem Geschäfte wissen kann, durchdacht hat, und immer durchdenket.

An die Nothwendigkeit der Menschenkenntniß erinnert uns jedes Gespräch, das wir mit jemanden knüpfen, jedes Verhältniß, worin

wir mit Menschen stehen, und besonders unser Beruf. Ueberall sollen wir andre weislich behandeln, daß wir hoffen können, Gutes in ihren Herzen zu wirken, und hierzu müssen wir doch diese Herzen erst kennen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Stelle aus Schmids Psychologie hier hinschreibe, weil sie alles so schön und so gedrängt sagt, was ich jetzt noch in unser Bewußtseyn rufen möchte. S. 90. der Einleitung heißt es: „Die genaue „Selbstbeobachtung und Beobachtung andrer, „die der Seelenforscher um seiner Wissen„schaft willen öfters unternimmt, verschafft ihm „zu gleicher Zeit Bemerkungen, die für seine „moralische Bildung und für die Behandlung „andrer die größte Wichtigkeit haben. Sorg„fältige Zergliederung seiner Gefühle und An„triebe überzeugt ihn von der großen Dispo„sition, die allen Menschen gemein ist, durch „unlautere Motive zum Guten, sich selbst und „andere zu hintergehen, und entdeckt ihm in „leise eingedrückten und daher leicht überse„henen Spuren solche verborgene Neigungen „und Lebensmaximen, die ihn von jenem

„Irr-

„Irrthume, der Quelle moralischer Trägheit, „frühzeitig ab, zur wahren Selbstkenntniß, „der Mutter der Bescheidenheit, und zur all„seitigen Menschenkenntniß führen, die ihn „nicht zu viel auf einmal von den Menschen „erwarten, ihre Mängel übersehen, und ihre „Besitzer dennoch nicht nur um ihretwillen „dulden, sondern um der Menschheit willen „noch immer ehren und schätzen läßt. Die „heilsamste Gemüthsstimmung für den, der „sich selbst besseren will, für den moralischen „Erzieher der Kinder nicht nur, sondern über„haupt der Menschen, ohne auf Alter und „andere zufällige Umstände Rücksicht zu neh„men. Der Psycholog" (und so auch der Beobachter des einzelnen Menschen) „kann bey „der leichteren und schärfern Bemerkung sei„ner und fremder Gebrechen des Herzens, „zwar nicht unthätig und gleichgültig, aber „doch gemäßigt, ruhig und gefaßt bleiben. „Denn die an sich tadellose Quelle, woraus „jede Unvollkommenheit und Regellosigkeit „der Empfindungen und Handlungen herfließt, „erhält sein Vertrauen zu sich und zu den

„Men-

„Menschen, ihre Abflüsse in die von der Ver=
„nunft vorgezeichneten und von der Natur
„angelegten Canälen zurückzuleiten und zu
„wohlthätigen Werkzeugen und Unterkräften
„der sittlichen Denkungsart zu machen. Die
„unendliche Bildsamkeit des Menschen läßt
„ihn für sich und andere bey anhaltenden
„zweckmäßigen Bemühungen alles hoffen.
„Wenn sein geschärfter Blick in dem Guten
„das Mangelhafte leichter entdeckt, und da=
„durch immer neue Gegenstände des sorgfäl=
„tigen Verbesserens findet: so spürt er mit
„gleicher Schärfe auch in dem Ausgearte=
„ten und Bösen der Güte seines Ursprungs
„und der wirkenden Kräfte nach, und findet
„neue Ermunterung, allen Hindernissen sich
„muthig, und seines Erfolges gewiß, entgegen
„zu stellen. Wenn die mehreren Quellen und
„Entstehungsarten des Verderbens, welche er
„kennt, ihn Vorsicht und Wachsamkeit lehren:
„so verwahrt seine weitere Kenntniß von den
„guten und zweckmäßigen Naturanlagen des
„Menschen ihn vor Mißmuth und vor der
„Hingebung in die Gewalt seiner abschwei=
„fen=

„fenden Triebe, die ausserdem aus einsei-
„tiger Vorstellung von der menschlichen
„Schwäche und Gebrechlichkeit entstehen
„würde.

„So wie die Menschen ihre eigne und
„die Natur derer, mit welchen sie in Ver-
„bindung leben, näher und tiefer kennen
„werden: so wird Selbstschätzung und wech-
„selseitige Hochachtung anderer, duldende Scho-
„nung ihrer Mängel, wechselseitiges Bemü-
„hen ihre Anzahl zu vermindern, gefälli-
„ges Zutrauen, verbunden mit aller behut-
„samen Vorsicht, welche die Verschieden-
„heit, Unlauterkeit und Veränderlichkeit
„der Charaktere nothwendig macht, eine
„allgemeinere Zufriedenheit mit sich und der
„Welt, Ruhe und Freude der gesellschaft-
„lichen Verbindung herbeyführen, und ein
„gemeinsames von Erfolg begleitetes Stre-
„ben nach dem Ziele der Vollkommenheit
„rege machen."

So werden wir an den Nutzen unsers
Nachdenkens in diesem Briefwechsel erin-
nert,

nert, und sehen zugleich, daß die Bahn, welche wir betreten haben, nicht die unrichtige ist. Denn wir entwickelten zuerst die Pflicht, sittliche Güte in der Erscheinung bey sich und andern darzustellen, und zeigten die Möglichkeit dieser Darstellung; darauf gründeten wir die verschiednen Arten der Menschenbehandlung; dann ergab sich die Nothwendigkeit und Richtung der Menschenbeurtheilung; wir suchten also die Grundzüge der Charaktere auf, und bemerkten die verschiednen Gesichtspunkte, welche in der Erforschung eines jeden Charakters zu fassen sind. Dabey blieben wir denn auch bey manchen Nebenbetrachtungen stehen. In der Folge wird mir es nun die angenehmste Unterhaltung seyn, mit Ihnen die nähere Anwendung dieser Grundsätze auf die Kenntniß und Behandlung der Menschen zu durchdenken. Jetzt unterbricht ein Geschäft unsre Correspondenz, aber nur auf eine Zeit lang.

Dank Ihnen, edler Freund, für die Güte, womit Sie meine Gedanken lasen, und mich

auf

auf neue führten. Segnen will ich die Stunde, welche mich wieder zur Unterhaltung mit Ihnen ruft. L. S. w.

Verbesserungen.

Seite IV der Vorrede, Zeile 4 von unten, st. in Nachdenken, l. sein Nachdenken.

S. 3. Z. 1. st. der Gottheit auf die Erde, l. die Gottheit auf der Erde.

S. 86. Z. 9. st. Analogen, l. Analogon.

— 116. — 13. st. Bösheit, l. Boßheit.

— 148. — 13. st. Augens, l. Auges.

— 187. — 18. st. narürlich, l. natürlich.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwarz, Friedrich Heinrich Christian,

Briefe, das Erziehungs- und Predigergeschäft betreffend, an einen studierenden Freund

Giessen 1796

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.212
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301400-4